330
H367g

Die Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre

von

Wolfgang Heller

Wissenschaft und Bildung

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
330
H367g

Quel… Leipzig

Wi… …ung

Einzeli… …Wissens

Die E… …elos, ohne
Fac… …is aktueller
wissensch… …r Fühlung
mit den… …d ihm so
ermögli… …rhandene
Kei… …ngen
…n.

261

zahlr. Abb. Geb. je nach Umfang M. 1.50 bis M. 4.–

Bisher erschienen:

Religion

Einführung in die allgemeine Religionsgeschichte Von Professor Dr. R. Söderblom

Volksleben im Lande der Bibel Von Professor Dr. M. Löhr 2. Aufl.

Sabbat und Sonntag Von Professor Dr. H. Meinhold

Einführung in das Alte Testament Von Professor Dr. M. Löhr

Die Poesie des Alten Testaments Von Professor Dr. E. König

Geschichte des Judentums Von Professor Dr. H. Meinhold

David und sein Zeitalter Von Professor Dr. B. Baentsch

Die israelitischen Propheten Von Professor Dr. W. Caspari

Das Christentum Fünf Vorträge von Geheimrat Professor Dr. C. Cornill, Professor Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Professor Dr. W. Herrmann, Professor Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch.

Christus Von Professor Dr. O. Holtzmann 2. Aufl.

Paulus Von Prof. Dr. R. Knopf

Das apostolische Glaubensbekenntnis Von Professor Dr. K. Thieme

Die evangelische Kirche und ihre Reformen Von Prof. Dr. F. Niebergall

Das Christentum im Weltanschauungskampfe der Gegenwart Von Prof. Dr. A. Hunzinger 3. Aufl.

Kw 1.45

Philosophie / Pädagogik

Einleitung in die Philosophie Von Professor Dr. P. Menzer 2. Aufl. **Geschichte der Philosophie** Von Professor Dr. A. Messer 3 Bände 3. Aufl. ℳ

Philosophie der Gegenwart Von Professor Dr. A. Messer 3. Aufl. **Die Weltanschauungen der Gegenwart** in Gegensatz und Ausgleich Von Professor Dr. C. Wenzig 2. Aufl. **Hauptfragen der Lebensgestaltung** Von Professor Dr. A. Hunzinger 2. Aufl. ℳ

Rousseau Von Geheimrat Professor L. Geiger ℳ

Immanuel Kant Von Professor Dr. E. v. Aster 2. Aufl. ℳ

Einführung in die Psychologie Von Professor Dr. H. Dyroff 3. Aufl. **Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen** Von Professor Dr. E. Mangold 2. Aufl. ℳ

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau ℳ

Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage Von Professor Dr. W. Peters ℳ

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik Von Professor Dr. W. Rein ℳ

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes Von Prof. Dr. K. Bühler **Charakterbildung** Von Professor Dr. Th. Elsenhans 2. Aufl.

Sprache / Literatur

Unser Deutsch Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Kluge 4. Aufl ℳ

Lautbildung Von Professor Dr. L. Sütterlin 2. Aufl. ℳ

Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen Von Professor Dr. Fr. Lienhard 2. Aufl. ℳ

Das Märchen Von Prof. Dr. Fr. von der Leyen 2. Aufl. ℳ

Der Sagenkreis der Nibelungen Von Professor Dr. G. Holz 2. Aufl. ℳ

Lessing Von Geh.-R. Prof. Dr. R. M. Werner† 2. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Witkowski ℳ

Das klassische Weimar Von Professor Dr. Fr. Lienhard 3. Aufl. ℳ

Goethe und seine Zeit Von Professor Dr. K. Alt ℳ

Einführung in Goethes Faust Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 4. Aufl. **Heinrich von Kleist** Von Professor Dr. H. Roetteken ℳ

Schweizer Dichter Von Professor Dr. A. Frey 2. Aufl. ℳ

Kunst

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl. ℳ

Das System der Ästhetik Von Prof. Dr. E. Meumann 3. Aufl. ℳ

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören Von Professor Dr. A. Schering 3. Aufl. ℳ

Grundriß der Musikwissenschaft Von Professor Dr. phil. et mus. H. Riemann 3. Aufl. ℳ

Das Klavier und Klavierspiel Von Professor Dr. E. Schmitz ℳ

Mozart Von Prof. Dr. H. Freih. v. d. Pfordten 2. Aufl. ℳ

Beethoven Von Professor Dr. H. Freiherrn v. d. Pfordten 3. Aufl. ℳ

Richard Wagner Von Professor Dr. E. Schmitz 2. Aufl. ℳ

Schubert und das deutsche Lied Von Prof. Dr. H. Freih. v. d. Pfordten

Carl Maria von Weber Von Prof. Dr. H. Freih. v. d. Pfordten / ℳ

Christliche Kunst Von Superintendent R. Bürkner ℳ

Christliche Kunst im Bilde Von Professor Dr. G. Graf Vitzthum ℳ

Deutsche Malerei seit 1870 Von Professor Dr. W. Waetzold 2. Aufl.

Geschichte

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen Von Professor Dr. J. Pohlig 3. Aufl.
Die Indogermanen Von Professor Dr. O. Schrader 3. Aufl.
Altorientalische Kultur im Bilde Von Dr. J. Hunger und Professor Dr. H. Lamer
Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit Von Professor Dr. H. Winckler 2. Aufl.
Die Kultur des alten Ägypten Von Prof. Dr. Freiherrn W. v. Bissing 2. Aufl.
Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. Freih. R. v. Lichtenberg 2. Aufl.
Griechische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. H. Lamer 2. Aufl.
Vom Griechentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Vom Judentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Römische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Professor Dr. H. Lamer 3. Aufl.
Zur Kulturgeschichte Roms Von Geh. R. Prof. Dr. Th. Birt 3. Aufl.
Das alte Rom Sein Werden, Blühen und Vergehen Von Professor Dr. E. Diehl 2. Aufl.
Cäsar Von Hauptmann G. Veith
Westdeutschland zur Römerzeit Von Prof. Dr. H. Draendorff 2. Aufl.
Die germanischen Reiche der Völkerwanderung Von Professor Dr. L. Schmidt 2. Aufl.
Grundzüge der Deutschen Altertumskunde Von Prof. Dr. H. Fischer 2. Aufl.
Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte Von Professor Dr. O. Lauffer
Niederdeutsche Volkskunde Von Professor Dr. O. Lauffer
Das deutsche Haus in Dorf und Stadt Von Professor Dr. O. Lauffer
Vom Wikingerschiff zum Handelstauchboot Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel von den Anfängen bis zur Gegenwart Von Professor Dr. B. Schmeidler
Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde Von Professor Dr. P. Herre
Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Von Professor Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Die deutsche Revolution (1548) Von Geh.-Rat Prof. Dr. E. Brandenburg 2. Aufl.
Die Technik im Landkriege Von Generalleutnant A. Schwarte
Seehelden und Admirale Von Vize-Admiral H. Kirchhoff
Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. Hell 2. Aufl.
Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorf
Die Polarvölker Von Dr. H. Byhan

Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre

Einführung in die Rechtswissenschaft Von Prof. Dr. G. Radbruch 3. Aufl.
Staat und Gesellschaft Von Professor Dr. A. Vierkandt
Grundlinien des deutschen Staatswesens V. Geh. Hofr. Dr. R. Schmidt
Staatsbürgerkunde Von Geh. Rat Professor Dr. E. Bernheim 2. Aufl.
Politik Von Professor Dr Fr Stier-Somlo 4. Aufl.
Unsere Gerichte und ihre Reform Von Professor Dr W Kisch

Die deutsche Reichsverfassung Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn 3. Aufl.

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. O. Spann 5. Aufl.

Soziale und wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhund. bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. P. Mombert.

Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. W. Wygodzinski 3. Aufl.

Volkswirtschaft und Staat Von Professor Dr. E. Kindermann

Die Praxis des Bank- und Börsenwesens Von Bankdirektor J. Steinberg 2. Aufl.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme Von Prof. Dr. A. Weber 2. Aufl.

Die Kleinwohnung Studien zur Wohnungsfrage Von Baudirektor Professor F. Schumacher 2. Aufl.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage Von Syndikus Dr. J. Wernicke

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange 2. Aufl.

Fürsorgewesen Einführung in das Verständnis der Armut und der Armenpflege Von Professor Dr. Chr. Klumker

Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge Von Prof. Dr. A. Uffenheimer

Zoologie und Botanik

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Professor Dr. F. Dahl

Der Tierkörper Seine Form und sein Bau Von Privatdozent Dr. E. Neresheimer

Licht und Leben im Tierreich Von Professor Dr. W. Stempell

Die Säugetiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. Hennings

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen) Von Prof. Dr. M. Möbius

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Professor Dr. H. Miehe 2. Aufl.

Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Professor Dr. E. Zimmer 2. Aufl.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung Von Hofrat Professor Dr. L. v. Graff

Tier- und Pflanzenleben des Meeres Von Prof. Dr. A. Nathansonn

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt Von Professor Dr. F. Rosen 2. Aufl.

Befruchtung und Verbreitung im Pflanzenreiche Von Professor Dr. Giesenhagen

Pflanzengeographie Von Professor Dr. P. Graebner

Phanerogamen (Blütenpflanzen) Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. R. Muschler

Zimmer- und Balkonpflanzen Von Garteninsp. P. Dannenberg 2. Aufl.

Unser Garten Von Garteninspektor Fr. Zahn

Von der Hacke zum Pflug Garten und Feld, Bauern und Hirten in unserer Wirtschaft und Geschichte Von Prof Dr. Ed. Hahn 2. verb. Aufl.

Anthropologie / Hygiene

Lebensfragen Der Stoffwechsel in der Natur Von Prof. Dr. F. B. Ahrens

Gesundheit und Lebensklugheit Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch

Arznei und Genußmittel, ihre Segnungen und Gefahren Von Professor Dr. F. Müller

Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung Von Oberstabsarzt Dr. A. Menzer

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens Von Professor Dr. P. Schuster

Unsere Sinnesorgane u. ihre Funktionen Von Professor Dr. med. et phil. E. Mangold 2. Aufl.

Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. A. Ewald

Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung Von Professor Dr. W. Rosenthal

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. Posner 4. Aufl.

Gesundheitspflege des Weibes Von Prof. Dr. P. Straßmann 3./4. Aufl.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien Von Geheimrat Professor Dr. H. Tillmanns

Geologie / Geographie Astronomie / Mineralogie

Grundfragen der allgemeinen Geologie Von Konrektor Dr. P. Wagner 2. Aufl.

Die vulkanischen Gewalten der Erde Von Geheimrat Prof. Dr. A. Haas

Die Bodenschätze Deutschlands Von Professor Dr. L. Milch Bd. I u. II

Mitteleuropa und seine Grenzmarken Von Professor Dr. G. Braun

Die Alpen Von Professor Dr. F. Machatschek 2. Aufl.

Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben Von Professor Dr. C. Kassner 2. Aufl.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge Von Prof. Dr. C. Kassner

Himmelskunde Von Professor Dr. A. Marcuse 2. Aufl.

Physik / Technik

Die Elektrizität als Licht und Kraftquelle Von Prof. Dr. P. Eversheim 3. Aufl.

Starkstromtechnik Von Professor Dr. P. Eversheim

Elektrochemie Von Professor Dr. W. Bermbach

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen Von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Neesen

Telegraphie und Telephonie Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher

Das Licht im Dienste der Menschheit Von Dr. G. Leimbach

Kohle und Eisen Von Professor Dr. A. Binz 2. Aufl.

Das Holz Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann

Das Buchgewerbe einst und jetzt Von Museumsdirektor Dr. A. Schramm

Die Gärungsgewerbe und ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen Von Prof. Dr. W. Henneberg und Dr. G. Bode

Milch- und Molkereiprodukte, ihre Eigenschaften, Zusammensetzung und Gewinnung Von Dr. P. Sommerfeld

Rohstoffe der Textilindustrie Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Spinnen und Zwirnen Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Die Textilindustrie Herstellung textiler Flächengebilde Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Unsere Kleidung und Wäsche Von Direktor B. Brie, Professor P. Schulze, Dr. K. Weinberg

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Herausgegeben von **Konrad Höller** und **Georg Ulmer**

Jeder Band von 140–200 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geb. M. 2.50

An die Jugend wenden sie sich und an den Mann aus dem Volke, um mit ihrer streng allgemeinverständlichen und also im besten Sinne populären Darstellung Kenntnis der Natur und Anregung zu eingehender Beschäftigung mit ihren Erscheinungen in die weitesten Kreise zu tragen. Schule und Haus haben in gleicher Weise alle Ursache, dieser neuen Naturwissenschaftlichen Bibliothek die ernsteste Beachtung zu schenken. Jedes dieser Bändchen ist ein Muster einer vornehmen und allen Ansprüchen genügenden Ausstattung. Aus der Natur

Es ist erschienen:

Aus Deutschlands Urgeschichte Von G. Schwantes 2. Aufl.
Der deutsche Wald Von Prof. Dr. M. Buesgen 2. Aufl.
Die Heide Von W. Wagner
Im Hochgebirge Von Professor E. Keller
Tiere der Vorzeit Von Rekt. E. Haase
Kultur und Tierwelt Von Prof. Dr. K. Guenther
Die Tiere des Waldes Von Forstmeister K. Sellheim
Unsere Singvögel Von Professor Dr. A. Voigt
Das Süßwasseraquarium Von E. Heller
Reptilien- und Amphibienpflege Von Dr. P. Krefft
Bienen und Wespen Von Ed. Scholz
Bilder aus dem Ameisenleben Von H. Viehmeyer
Die Schmarotzer der Menschen und Tiere Von General-Oberarzt a. D. Dr. v. Linstow
Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer Von E. Reukauf
Unsere Wasserinsekten Von Dr. G. Ulmer
Aus Seen und Bächen Von Dr. G. Ulmer
Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt Von Dr. W. Gothan
Wie ernährt sich die Pflanze? Von O. Krieger
Niedere Pflanzen Von Professor Dr. R. Timm
Häusliche Blumenpflege Von P. F. F. Schulz
Gartenlust und -leben von alters her bis in unsere Zeit Von Gartendirektor F. Zahn
Der deutsche Obstbau Von F. Meyer
Vulkane und Erdbeben Von Prof. Dr. Brauns
Chemisches Experimentierbuch Von O. Hahn
Die Photographie Von W. Zimmermann
Beleuchtung und Heizung Von J. F. Herding
Kraftmaschinen Von Ingenieur Ch. Schütze
Signale in Krieg und Frieden Von Dr. Fr. Ulmer
Seelotsen- Leucht- u. Rettungswesen Von Dr. F. Dammeyer

Wilhelm Scharrelmann

Täler der Jugend Roman. 218 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

„Täler der Jugend" — das sind die blumigen Gründe mit den jungen Hainen der ersten Freundschaft und der ersten Liebe, durch die der junge Mensch wie durch ein Märchenland geht. „Täler der Jugend" — das sind aber auch die Niederungen, durch die jedes junge Leben geht, ehe es die Kraft findet, die Höhen und Gipfel zu erklimmen. Es ist der Roman eines jungen Arbeiterkünstlers, der den Willen und den Drang zur Höhe hat und einen einsamen Weg geht. Mädchenbilder von einer zarten, milden Schönheit, wie mit dem Silberstift gezeichnet, wandeln durch den Roman.

Rund um Sankt Annen Neue Pickbalge-Geschichten. 269 Seiten. Geheftet Mark 5.—. Gebunden Mark 7.—

Es ist eine völlig einheitliche, in sich abgeschlossene Welt, die „Pickbalge", aus der Wilhelm Scharrelmann diesen neuen Band humorvoller Erzählungen geschrieben hat. In eine enge, vom Strom des Großstadtlebens abseits liegende Gasse, in eine idyllische Welt hat Scharrelmann mit dem Auge des Dichters geblickt und mit sicheren Strichen merkwürdige Gestalten und ergötzliche Geschichten daraus festgehalten, die sich dem Leser mit einer Eindringlichkeit einprägen, daß man sie nicht leicht wieder vergißt.

Piddl Hundertmark Geschichte einer Kindheit. 3. Auflage. 188 Seiten. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 4.60.

„Ein herzhafter und gesunder Geist weht durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Er ist mit den Worten eher sparsam als verschwenderisch; er moralisiert und reflektiert nicht; er hat mit sicherem Gefühl an der rechten Stelle nicht nur angefangen zu erzählen, sondern — was seltener und schwieriger ist — auch aufgehört. . . Man kann sich an dieser Geschichte einer Kindheit recht erfrischen — sie gehört vor allem in sämtliche Volksbibliotheken." „Velhagen und Klasings Monatshefte."

Die Fahrt ins Leben Bilder u. Geschichten. 239 Seiten. Geheftet Mark 4.—. Gebunden Mark 6.—

„Jedermann wird seine Freude haben an diesen kleinen Geschichten, die gleicherweise durch ihren eigenartigen Inhalt, wie durch die plastische Darstellung fesseln. Ob nun der Schalk aus den Blättern guckt oder vom Ernst und Kampf des Lebens erzählt wird oder moderne Anekdoten auf eine Schnur gereiht erscheinen — ein Grundsatz geht durch all die bunten Bilderchen; das ist der Kinderplauderton, der in den einfachsten Dingen eine Seele sieht, toten Gegenständen Leben einhaucht und vom Geheimsten Kunde bringt." Die Hilfe.

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
162

Die Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre

Von

Dr. Wolfgang Heller
o. ö. Professor der Volkswirtschaftslehre und der Finanzwissenschaft an der Technischen Hochschule zu Budapest

1921
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten
Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

330
H367g
.8

Vorrede.

Schon lange lockte mich die Aufgabe, eine Darstellung der Entwicklung der einzelnen Probleme der Volkswirtschaftslehre zu schreiben. Der Zusammenhang der älteren und neueren Meinungen fesselte mein Interesse geradeso wie die allmähliche Verschiebung des Gesichtspunktes bei der Betrachtung der Hauptprobleme der Nationalökonomie.

Als ich nun im Jahre 1916 in Wien mit Herrn Kollegen Spann im Wissenschaftlichen Komitee für Kriegswirtschaft längere Zeit zusammen arbeitete, sprachen wir oft über seine „Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre". Ich gab meiner Ansicht Ausdruck, es wäre sowohl für die studierende Welt, als auch für die Weiterarbeit auf theoretischem Gebiete nicht ohne Interesse, jene Materie, welche Kollege Spann sozusagen in vertikaler Richtung durch Darstellung des historischen Nacheinanders der theoretischen Grundanschauungen so einnehmend geschildert hat, im Querschnitt zur Darstellung zu bringen, indem nicht das Ganze der verschiedenen Schulen, sondern die Entwicklung der einzelnen Kapitel und Probleme der Volkswirtschaftslehre dem Leser vorgeführt wird.

Dieser unserer Besprechung verdankt die vorliegende Arbeit ihren Ursprung. Sie ist gewissermaßen als Ergänzung zum Spannschen Büchlein gedacht. Dort werden die einzelnen Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre dargestellt, hier sollen die einzelnen Probleme der Volkswirtschaft der Behandlung zum Ausgangspunkt dienen, und es soll untersucht werden, wie dieselben sich bis zu jenem Punkte entwickeln, unter welchem sie sich heute unserem Auge zeigen.

Kollege Spann verwahrt sich in seiner Vorrede, er hätte nicht die Absicht gehabt, eine Geschichte der Volkswirtschaftslehre zu schreiben. Auch ich muß dies — indem ich ebenfalls geschichtliche Gesichtspunkte vor Augen habe — hier ausdrücklich betonen, obzwar es vielleicht unnötig erscheinen mag, da ja in einem engen Rahmen, wie es bei dieser Arbeit der Fall ist, von einer Geschichte der volkswirtschaftlichen Auffassungen kaum die Rede sein kann. Ebensowenig konnte ich viele originelle Versuche zur

503787

Lösung der Probleme unserer Theorie berücksichtigen, denn nur um die Wiedergabe der Entwicklung der einzelnen Probleme in großen Zügen, nicht um die Darstellung noch so origineller, aber von der Heerstraße des Ausbaues der Probleme abseits gelegener Leistungen kann es sich unter den mir gesteckten Grenzen handeln. Leider mußte ich diese Grenzen auch in bezug auf die zu behandelnden Probleme nur zu eng abstecken und konnte ich, um den Umfang des Büchleins nicht zu stark anschwellen zu lassen, die Produktionstheorie, das Geldproblem, sowie die in neuester Zeit in so interessanter Entwicklung begriffene Theorie des Kapitals nicht in meine Darstellung aufnehmen. Vielleicht wird dies einmal in besseren Zeiten nachgeholt werden können.

Wenn es mir geglückt ist, die Hauptetappen der Entwicklung der wichtigsten Probleme unserer Theorie in einer Weise gedrängt zur Darstellung zu bringen, welche die Einheitlichkeit im Bestreben nach der wissenschaftlichen Erfassung der Elemente der volkswirtschaftlichen Theorie zum Ausdruck bringt, so habe ich mein Ziel erreicht, und ich glaube dadurch den Studierenden wie dem gebildeten Laienpublikum einen kleinen Dienst geleistet zu haben.

Budapest, den 31. Juli 1920.

Inhaltsverzeichnis.

I. Das Wertproblem.

Seite

1. Der Ursprung des Wertproblems 7
2. Die objektivistische Betrachtung des Wertproblems 9
3. Die Arbeitswerttheorie 10
4. Die Theorie der Reproduktionskosten 13
5. Der Ursprung des Subjektivismus in der Werttheorie 14
6. Die Grenznutzenlehre 16
7. Der Erkenntniswert der subjektiven Wertlehre 19
8. Der Kampf um die Rolle des Kostenbegriffes in der Werttheorie 22

II. Das Preisproblem.

9. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage 25
10. Die Variationen des Kostengesetzes 26
11. Die Vertiefung der Preislehre auf subjektiver Basis 30
12. Die Theorie der Tauschmöglichkeiten als Grundlage der Preislehre 32
13. Ergänzungen zum Gesetz der Grenzpaare 35
14. Das Verhältnis der neuen Preislehre zum Kostengesetze 36
15. Die Stellung des Angebots in der neuen Preislehre 38
16. Einwendungen gegen die neue Preistheorie 39
17. Die Bedeutung der neuen Preislehre 41

III. Das Problem der Einkommenverteilung

A. Die Synthese des Verteilungsvorganges.

18. Der Kern des Problems 43
19. Der physiokratische Grundgedanke in der Verteilungslehre und seine Durchführung im Laufe der Entwicklung 45
20. Die Grenzproduktivität als Grundprinzip der Einkommenverteilung 49
21. Das Residualprinzip als ergänzendes Prinzip der Verteilungslehre 55
22. Die innigere Verkettung der Verteilungstheorie mit der Preislehre 57
23. Machtmoment und Verteilungslehre 60
24. Schluß 62

B. Die Grundrente.

25. Die Ausgangspunkte der Rententheorie und die Differentialrente 62
26. Die Verallgemeinerung des Rentenprinzips und die Monopolrente 67
27. Die absolute Grundrente 69

C. Der Kapitalzins und der Unternehmergewinn.

28. Das Problem des Leihzinses 71
29. Der Kapitalgewinn als Ergebnis der Produktion 73
30. Der Produktivitätsgedanke als Grundlage der Zinstheorie 76
31. Enthaltsamkeit und Zeitmoment als Grundlagen der Zinstheorie 78

Seite
32. Die dynamische Zinstheorie 80
33. Die Lostrennung des Unternehmergewinnes vom Kapitalzins und der Mangel eines einheitlichen Erklärungsprinzips in der älteren Theorie 82
34. Der Unternehmergewinn als Friktionseinkommen 85
35. Die dynamische Theorie des Unternehmergewinnes 86

D. Der Arbeitslohn.

36. Das eherne Lohngesetz 88
37. Das Lohngesetz der kapitalistischen Verkehrswirtschaft 91
38. Die Lohnfondstheorie 93
39. Die Produktivitätstheorie des Arbeitslohnes 97

I. Das Wertproblem.

1. Der Ursprung des Wertproblems.

Eines jener Probleme, welche bei einem tieferen Eindringen in das Wesen der volkswirtschaftlichen Vorgänge das Interesse von Anfang an fesseln mußten, ist das Wertproblem. Es schließt sich eng an das Problem des Tausches an, welches als eine der primärsten wirtschaftlichen Handlungen einer Erklärung durch die volkswirtschaftliche Theorie harrt. Nun war es von Anfang an klar, daß dem Tausche sowohl als auch der ganzen wirtschaftlichen Tätigkeit ein Interesse der Menschen an den sie umgebenden Dingen zugrunde liegen muß. Diesen Zusammenhang zu erfassen, mußte sich also für jedes tiefere Eindringen in die Tauschvorgänge, welche ja auf dem ganzen Gebiete der Volkswirtschaft den hervorragendsten Platz einnehmen, als erste Notwendigkeit darstellen. Dieser Erkenntnis dankt das Wertproblem seine Entstehung und später seine zentrale Stellung in der volkswirtschaftlichen Theorie.

Zwar schien dieses Interesse an den Gütern von Anfang an nicht bloß mit den Tauschvorgängen im Zusammenhange zu stehen, sondern von viel umfassenderer Bedeutung zu sein und die Grundlage aller wirtschaftlichen Handlungen zu bilden, und es gebrach demgemäß schon der physiokratischen Lehre[1], welche die Abhängigkeit des Menschen von der ihn umgebenden Natur zuerst als die Grundlage der wirtschaftlichen Tätigkeit klar erkannte, nicht an einer Beachtung der Tatsache, daß die Eignung der Güter zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse die Grundlage für das gesamte Wirtschaftsleben bildet. Ja, wir finden diese Beobachtung schon bei den älteren italienischen Schriftstellern, von denen Galiani in dieser Beziehung besonders hervorragt. Allein in der Perspektive jener Denker, die zuerst ein vollständigeres Gebäude der Volkswirtschaftslehre errichteten, mußte sich das Wertproblem in engster Berührung mit dem Tauschprobleme zeigen.

[1] Näheres über den Physiokratismus siehe Spann, Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre auf dogmengeschichtlicher Grundlage. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer. 1918.

Die in England durch Smith und Ricardo entwickelte und bald die Geister anderer Länder erobernde Theorie, die allgemein als klassische Nationalökonomie bezeichnete theoretische Richtung hat von Anfang an einen stark objektivistischen Zug. Er ist sowohl dem durch den Fortschritt der Naturwissenschaften jener Zeit bedingten Geist, als auch speziell dem englischen Geiste entlehnt, sich an das Tatsächliche, an die äußeren Vorgänge zu halten. Von diesem Gesichtspunkte aus bot sich dem wissenschaftlichen Auge als die zu erklärende reale Tatsache eigentlich das Preisproblem dar, nämlich die Erklärung jener Tatsache, weshalb die verschiedenen Güter verschiedene Preise erzielen. Der Grund hierfür schien augenscheinlich in der verschiedenen Bewertung der Güter durch die Menschen zu liegen, und so mußte sich das Wertproblem von der früher berührten allgemeinen Basis auf die engere Grundlage des Tauschproblems verschieben.

Hiermit war die charakteristische Betrachtungsweise der klassischen Nationalökonomie für das Wertproblem gegeben. Das objektive, in den technisch-ökonomischen Tatsachen sowohl als in den tauschwirtschaftlichen Vorgängen verankerte Moment des Wertes scheint das maßgebende für die tatsächliche Gestaltung des Wertes zu sein. Es wird wohl auf die schon von Condillac[1] stark betonte Tatsache hingewiesen, daß es einen Gebrauchswert gebe, d. h. einen Einfluß des Grades der Nützlichkeit der Güter auf ihre Bewertung, dieser scheint aber für die Erklärung der tatsächlichen Vorgänge der Wirtschaft nur von geringerer Bedeutung zu sein. Er wird von Smith mit dem Begriffe der Nützlichkeit identifiziert und als etwas Abstraktes, für das menschliche Handeln unmittelbar kaum in Betracht kommendes Phänomen beiseite geschoben, um dem Tauschwerte Platz zu machen, welcher das eigentliche Motiv der sozialökonomischen Vorgänge in sich birgt. So rückt denn der Tauschwert in den Mittelpunkt der Betrachtung, um seine Rolle hier lange Zeit zu behalten.

[1] Eigentlich hat schon Condillac den Gedanken erfaßt, daß der Wert der Güter von den Bedürfnissen abhängt, ja er war sogar auf der besten Fährte, den Wertbildungsprozeß mit dem Bedürfnisbefriedigungsprozesse zu verbinden. Seine diesbezüglichen Andeutungen blieben jedoch ohne größere Wirkung.

2. Die objektivistische Betrachtung des Wertproblems.

Schon für Smith ist das Tauschproblem mit dem Probleme der Produktion der Güter eng verbunden. Die Tatsache, daß die Herstellung der Güter Opfer verursacht, scheint für ihn auch der Ausgangspunkt für die Bewertung derselben und das Verhältnis ihrer Kosten die Basis ihres Austauschverhältnisses zu sein. Deshalb dreht sich die Werttheorie bei ihm, wie auch bei seinen Nachfolgern um die Frage, worin die Kosten der Herstellung der Güter bestehen. Allerdings wird schon von Ricardo zugegeben, daß es gewisse Güter, die sogenannten Seltenheitsgüter gebe, deren Wert von den Herstellungskosten unabhängig und allein durch das auf sie gerichtete Bedürfnis bestimmt wird. Doch gehört die überwiegende Mehrzahl der Güter einer anderen Kategorie an, nämlich der Kategorie der beliebig vermehrbaren Güter. Für diese gilt das Kostengesetz in jenem Sinne, daß die durch die Produktion verursachten Kosten der Bewertung dieser Güter zugrunde liegen.

Smith, dessen Blick immer auf das Ganze des Zusammenhanges der gesellschaftlichen Wirtschaft gerichtet ist, sieht das Wesen der Produktionskosten in der Summe jener Aufwendungen, welche gemacht werden müssen, um ein Gut tauschbereit zu machen. Er betont zwar, daß das ursprüngliche Wesen der Kosten in einer Summe von Arbeitsaufwendungen, in der Überwindung jener Schwierigkeit liege, welche die Herstellung der Güter dem Menschen verursacht; er betont auch wiederholt, daß die Arbeitsmühe die eigentliche Vergleichsbasis des Wertes ist. Hiermit will er aber nicht sagen, daß die Kosten bloß in Arbeit, in der aufgewendeten Arbeitsmühe bestehen. Wenn er darauf hinweist, daß schließlich alles eigentlich Arbeit koste, so geschieht dies in erster Reihe, um dem merkantilistischen Irrtume[1] zu steuern, daß Gold und Metalle die wahre Grundlage des Reichtums seien. Er beeilt sich auch den richtigen Sinn seiner Worte hervorzukehren, indem er weiter ausführt, daß die Kosten der Herstellung bloß auf einer primitiven Stufe des Wirtschaftslebens sich allein in aufgewendete Arbeitsmühe auflösen lassen, während mit der Vervollkommnung der Produktion auch andere Elemente der Kosten entstehen. Es sind dies der Zins für das aufgewendete Kapital, sodann die Rente,

[1] Über das Wesen des Merkantilismus vgl. Spann, a. a. O.

welche für die Benutzung des Grund und Bodens gezahlt werden muß. Hiermit meint er auch jene Faktoren klargestellt zu haben, welche den Wert bestimmen und, von seiner objektivistischen Betrachtungsweise aus gesehen, scheint auch dies ganz verständlich. Seine Kostenelemente sind tatsächlich vorkommende Aufwendungen, ohne welche keine Produktion auf höherer Stufe unter Beibehaltung der Voraussetzungen der heutigen wirtschaftlichen Organisation sich abspielen kann, und somit scheint auch die Proportion, in welcher die Produktionskosten der Güter zueinander stehen, das entscheidende Moment der Bewertung der Güter beim Tausche zu sein.

3. Die Arbeitswerttheorie.

Das durch die Tauschvorgänge und vor allem durch die Verteilungsvorgänge gefesselte Interesse Ricardos schnellte beim Wertproblem vorüber nach den übrigen Problemen der sozialen Wirtschaft. Gerade die Untersuchung anderer Probleme ergab für ihn gewisse Resultate, welche ihm den Smithschen Gedankengang von der Wertbildung zu vereinfachen, andererseits aber auch auszubauen halfen. Wenn Smith die Produktionskosten in der entwickelten Volkswirtschaft auf Arbeit, bzw. Arbeitslohn, Zins und Rente zurückführt, so schaltet Ricardo zunächst die Bodenrente durch seine später zu besprechende Rentenlehre aus. Dieselbe bildet von seinem Standpunkte aus betrachtet kein Element der Kosten. Anders der Zins. Ricardo anerkennt vollständig die Wirkung der verschiedenen Zusammensetzung des Kapitals, sowie die Einwirkung der Produktionsdauer auf den Wert der Güter. Er ist jedoch bemüht zu beweisen, daß die Rolle des Zinses für die Wertbildung eine untergeordnete und im Verhältnis zur Arbeitsmühe, zur durch die gegebenen Verhältnisse nötigen Arbeitsaufwendung eine verschwindende ist. In dieser seiner Ansicht widerspiegelt sich das Zeitalter der großen Erfindungen auf industriellem Gebiete, welche die mittelbaren Aufwendungen der Produktion an menschlicher Arbeit so erheblich vermindert haben, und sonach leicht als das Wesentliche bei der Verbilligung der Industrieprodukte erscheinen konnten. Die Produkte der Fabriken schienen deshalb billiger zu sein als jene, welche durch Handarbeit mühsam hergestellt werden, weil viel weniger menschliche Arbeit in ihnen steckt.

Hat Ricardo eigentlich sich prinzipiell nur durch die Aus-

schaltung der Bodenrente von den Kostenelementen zur Smith-schen Auffassung vom Werte in Gegensatz gestellt, so hat er doch den von Smith für den Zustand höherer wirtschaftlicher Entwicklung aufgegebenen Gedanken wieder näher gerückt, nämlich den Gedanken, daß die Produktionskosten nur in Arbeitsmühe bestünden. Es ist nun kaum zu verwundern, daß derselbe von jenen Denkern gierig aufgegriffen wurde und in der Wertlehre zur Alleinherrschaft gebracht werden mußte, die sich mit der gegebenen Einrichtung der gesellschaftlichen Wirtschaft nicht befreunden konnten. Liegt doch in diesen Gedanken der Keim des größten Vorwurfs gegen unsere heutige Gesellschaftsordnung, wenn es gelingt — wie es nicht schwer fällt — beweisen zu können, daß in der heutigen Gesellschaft dieser letzte Bestimmungsgrund des Wertes eben infolge Hinzutreten der übrigen Elemente der Produktionskosten nicht allein zur Geltung kommen kann. Aber abgesehen hiervon hat die Arbeitswerttheorie, wie wir diese Erklärung nennen können, etwas Bestechendes für jedermann, der sich der Werttheorie mit einem wachsamen Auge für den Unterschied zwischen den tatsächlichen Vorgängen der Volkswirtschaft und der auf ethischer Grundlage als wünschenswert erscheinenden Betrachtungsweise der Dinge nähert. Was der Mensch den Gütern von seiner Persönlichkeit beifügt, was er von seiner Persönlichkeit auf die Güter überträgt, besteht eben in der Aufwendung seiner Arbeitskraft, und so erscheint die Forderung, die Güter auch nach der in ihnen steckenden Arbeitsmühe zu bewerten und auf dieser Grundlage zu vertauschen, als ethisches Postulat des menschlichen Handelns. Jener Gesichtspunkt, welcher sich nicht mit der einfachen Feststellung dessen begnügen will, wie die volkswirtschaftlichen Erscheinungen vor sich gehen, sondern auch die Gründe darzulegen trachtet, die eine Diskrepanz zwischen der logischen Konstruktion der Dinge und der Wirklichkeit herbeiführen, mußte in jenem Maße an Raum gewinnen, in welchem es immer klarer wurde, daß die bestehende Wirtschaftsordnung schwere Nachteile aufweist und den ethischen Postulaten in keiner Weise entspricht. Die Werttheorie als Brennpunkt der Hauptprobleme des Tausches konnte hier auch nicht umgangen werden. Dies mußte auf dem Gebiete der Werttheorie zu Erörterungen über den Vergleich des Logischen mit dem historisch Hergekommenen anregen. Bereits bei Rodbertus, dem Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, tritt dies klar hervor.

Der Gedanke, daß der Wertbildung die Arbeitsaufwendung zugrunde liegt, wird von ihm in Anlehnung an Ricardo aufgegriffen, jedoch nicht in dem Sinne, als ob die Wertbildung unter den bestehenden Wirtschaftsverhältnissen auch wirklich auf der Grundlage des Arbeitsopfers vor sich gehen würde, sondern als „die großartigste staatswirtschaftliche Idee, die je ihre Verwirklichung angestrebt hat." Während Smith den Ton der Arbeitswerttheorie eigentlich nur gegenüber der Überhebung der Rolle des Geldes anschlägt, will Rodbertus durch dieselbe das anzustrebende Ziel, den idealen Zustand der Volkswirtschaft kennzeichnen. Nur ein Zustand der Volkswirtschaft, in welchem der Arbeitswert durchdringt, entspricht seinem volkswirtschaftlichen Ideale, da die Arbeitsmühe das einzige mit der Persönlichkeit der Menschen eng verbundene Element der Produktionskosten ausmacht. Deshalb bemängelt er es auch auf das entschiedenste, daß die Herrschaft des Privateigentums ein Durchdringen dieses wahren Wertelementes in der kapitalistischen Wirtschaft verhindert, und sein ganzes Bemühen gilt der Schaffung einer Wirtschaftsorganisation, welche sich auf den einzigen persönlichen Faktor der Wirtschaft, auf die Arbeit aufbaut und somit allein diese als Faktor der Wertbildung anerkennt.

Marx, der extremste Verfechter der Arbeitswerttheorie, sucht zielbewußt mit allem aufzuräumen, was außer der Arbeit als wertbildendes Kostenelement in Betracht kommen könnte. Seine Beweisführung gründet er in erster Reihe auf die Behauptung, daß den Gütern, wenn sie gegeneinander ausgetauscht werden, etwas Gemeinsames anhaften müsse und dieses Gemeinsame in nichts anderem, als in der Arbeitsmenge liegen könne, welche die einzelnen Güter verkörpern. Nur diese ist seiner Ansicht nach den auf den Markt kommenden Waren gemeinsam, während alles andere an ihnen wesentlich verschieden ist. Deshalb meint er, es müsse sich die Bewertung der Güter, welche eine Vergleichung derselben auf gemeinsamer Basis zur Voraussetzung hat, auf dieser Grundlage vollziehen. Der Einwand, daß es auch andere Kostenelemente geben könne, wird von ihm und von seinen Nachfolgern mit dem Hinweise beiseite geschafft, das Kapital sei nichts anderes als vorgetane, geronnene Arbeit. Hierdurch wurde, wenn auch auf etwas künstlichem Wege, endlich eine Vereinheitlichung des Kostenbegriffes erzielt. Ricardo gelang diese Vereinheitlichung nur bis zu einem gewissen Grade, indem er

die Bodenrente von den Kostenelementen ausschaltete, den Zins jedoch zwar in einer für die Wertbildung untergeordneten Rolle, aber doch als Element der Kosten beibehielt; Marx und die sich auf seiner Fährte bewegenden Sozialisten hingegen schalten nun auch die wertbildende Rolle des Kapitals durch die Bezeichnung desselben als geronnene Arbeit aus. So ist denn der, von Smith in einem anderen Sinne angedeutete, von Ricardo schon in die Richtung eines Endpunktes der Erklärung des Wertphänomens getragene Gedanke der Arbeitswerttheorie durch die Sozialisten zum Abschluß und der Gedanke, daß die Arbeitsmühe das wertbildende Element ist, in ihrer Theorie zur Alleinherrschaft in der Wertlehre gebracht worden.

4. Die Theorie der Reproduktionskosten.

In der außersozialistischen Literatur fand allerdings dieser Gedankengang keinen Anklang. Die künstliche Begriffskonstruktion des Kapitals, als eine Verkörperung geronnener Arbeit, wurde zurückgewiesen, und es fiel hiermit auch die Eindeutigkeit des Kostenbegriffes. Deshalb hielt sich die außersozialistische Weiterbildung der Theorie an jene Erklärung des Wertes, welche Ricardo diesem Phänomen gegeben hat, in ihrer ursprünglichen Form, und es wurde versucht sie in dieser Richtung weiterzubilden. Die eingehendere Analyse der Kosten ist der Mittelpunkt dieser Weiterentwicklung. Es wurde schon von Ricardo bei den Bodenprodukten beobachtet, daß dieselben nicht überall mit denselben Kosten erzeugt werden können. Besserer Boden gibt bei demselben Kapitalaufwande mehr Produkte als ein minder guter Boden. Diese Verschiedenheit der Kostensätze, welche dadurch hervorgerufen wird, daß bei demselben Kostenaufwande die Produktion unter verschiedenen Verhältnissen eine verschiedene ist, mußte auch außerhalb der Landwirtschaft beobachtet werden, und es mußte sonach die Frage auftauchen, welche von den verschiedenen Kosten für die Wertbildung ausschlaggebend sind. Die schon von Ricardo angedeutete Antwort auf diese Frage lautet dahin, daß es auf den Umstand ankomme, ob die Produkte bei einem gegebenen Kostensatze beliebig vermehrt werden können oder nicht. Diesem Umstande gemäß muß auch in der Wertbildung der einzelnen Güter ein Unterschied entstehen. Bei den nicht beliebig vermehrbaren Gütern muß der höchste Kostensatz

ausschlaggebend sein, weil ja, wenn diese Güter im Tausche geringer bewertet würden, die nötige Menge nicht erzeugt werden könne; bei den beliebig vermehrbaren Gütern hingegen muß sich der Wert nach den niedersten Kosten richten, weil bei einer Erhöhung des Wertes die Konkurrenz in erhöhtem Maße in Aktion tritt.

Diese Weiterbildung der klassischen Wertlehre führt uns jedoch eigentlich schon auf das Gebiet der Preislehre hinüber, welche im nächsten Kapitel eingehend behandelt werden soll. Nur in einer Richtung müssen wir noch der Weiterbildung der klassischen Wertlehre gedenken. Wenn nämlich die Produktionskosten als Grundlage der Wertbildung anerkannt wurden, so mußte doch mit dem Umstande gerechnet werden, daß sich die Produktionskosten im Laufe der Zeit infolge Umgestaltung der technisch-ökonomischen Grundlagen der Wirtschaft ändern müssen. Es tauchte nun die Frage auf, welche Kosten sind für die Wertbildung entscheidend: jene, welche die tatsächlichen Herstellungskosten bilden, oder jene, mit welchen das Gut unter den veränderten Umständen von neuem erzeugt werden kann? Seit Carey wird diese Frage in dem Sinne entschieden, daß nicht die tatsächlich entstandenen Kosten, sondern jene der Wiederherstellung des Gutes, also die sogenannten Reproduktionskosten, den Wert der beliebig vermehrbaren Güter bestimmen. In dieser Fassung erhielt sich die klassische Lehre auch bei ihren deutschen Anhängern, wie wir sie z. B. bei Dietzel finden. Aber die deutsche Nationalökonomie steuert schon lange in einer anderen Richtung, welche zur tieferen Erfassung des Wertbegriffes sehr viel beigetragen hat.

5. Der Ursprung des Subjektivismus in der Werttheorie.

Es gibt wohl kein zweites Gebiet der Volkswirtschaftslehre, auf dem sich die Gegensätzlichkeit des englischen und des deutschen Geistes so klar offenbaren würde als in der Werttheorie. Der philosophisch veranlagte und durchgebildete deutsche Geist konnte sich der Werttheorie kaum nähern, ohne der subjektiven Grundlage des Wertphänomens genauere Beachtung zu schenken. Er fühlte sozusagen die Bedeutung der subjektiven Natur des Wertes, bevor er das subjektive Wesen des Wertes klar fassen und zur Grundlage der Weiterbildung der Werttheorie machen konnte. Die objektivistische Auffassung des Engländers konnte eben das

deutsche Bestreben, den volkswirtschaftlichen Erscheinungen bis auf den Grund zu fühlen, nie vollständig befriedigen, da der Zusammenhang der Wirtschaft mit dem Innersten des Menschen doch stets als Ausgangspunkt allen wirtschaftlichen Handelns erscheinen mußte.

Dies ist der Grund, weshalb der grübelnde deutsche Geist sich von Anfang an nicht darein schicken konnte, den mit der Persönlichkeit des Menschen in so enger Fühlung erscheinenden Gebrauchswert ohne nähere Analyse einfach beiseite zu schieben. Wenn wir Jacob, Schlötzer und Kraus, die engsten Nachfolger Smiths auf deutschem Boden, beiseite lassen, so finden wir auch von Anfang an in der deutschen Literatur das Bestreben, das Wesen des Gebrauchswertes tiefer zu begründen und mit ihm zu einer allgemeineren, das gesamte Wirtschaftsleben erfassenden Begründung der Werttheorie zu gelangen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, dies im Detail darzulegen; auch ist diese Aufgabe von Diehl bereits mit der größten Gewissenhaftigkeit in der Festgabe zum 70. Geburtstage Schmollers[1] gelöst worden. Von Soden angefangen wird die subjektive Seite des Wertbegriffes durch die deutschen Autoren stets berücksichtigt und gegen die Ausschließlichkeit des objektivistischen Standpunktes der Werttheorie konsequent angekämpft. Soden, Hufeland, Lotz, Hermann, Hildebrand und Knies sind die Marksteine dieser Entwicklung, welche darauf hinausläuft, den Wert nicht als etwas Objektives, außerhalb des Menschen Stehendes, sondern als eine Vorstellung des Menschen, als ein subjektives Urteil der Güter zu begreifen. Nach den in dieser Richtung von Hufeland unternommenen Versuchen finden wir schon bei Lotz die klare Erkenntnis, daß der Wert ein Produkt des menschlichen Urteils, über die Tauglichkeit eines Gutes für menschliche Zwecke zu dienen, ist. Hildebrand eröffnet bald ein neues Gesichtsfeld für die Wertlehre, indem er darauf hinweist, daß jede Gütergattung, je nach der Wichtigkeit jener Bedürfnisse, geschätzt wird, welche sie zu befriedigen imstande ist. Das Ergebnis dieser harten Gedankenarbeit zieht Neumann, indem er die subjektiven Werterscheinungen der objektiven Wertphänomene schon vollständig adäquat zu behandeln sucht, und anstatt der herkömmlichen Einteilung des Wertbegriffes in Gebrauschwert und

[1] Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert. Leipzig, Duncker & Humblot, 1908.

Tauschwert schon die Termini subjektiver und objektiver Wert vorschlägt, und zwar mit der Begründung, daß Tausch und Gebrauch keine Gegensätze bilden. Hierdurch war, ohne die Ergebnisse der Forschung bezüglich des Tauschwertes preiszugeben, die gleichbedeutende Rolle des subjektiven Wertes anerkannt.

Der tieferen Erfassung des subjektiven Wertes, wie auch der eingehenden Analyse des Gebrauchswertes, stand jedoch eine Beobachtung im Wege, deren Erklärung den größten Geistern nicht gelingen wollte, und ihr ist es nicht im geringsten Teile zu verdanken, daß die klare und das ganze Gebiet der Volkswirtschaft erfassende Ergründung des Wertphänomens so lange auf sich warten ließ. Es ist dies die als Antinomie des Wertes bezeichnete Beobachtung, daß Güter von größtem Nutzen einen geringeren, solche von geringem Nutzen aber oft einen sehr hohen Wert aufweisen? Schon Smith stellt die Wertbildung von Brot und Diamanten einander gegenüber. Wie ist es möglich, daß das Brot trotz seines großen Nutzens einen geringeren Wert hat, während die Diamanten trotz ihres geringeren Nutzens viel höher bewertet werden? Bis zur neuesten Phase der Werttheorie mußte hier eben das Beiseiteschieben des Gebrauchswertes und die selbständige Konstituierung des Tauschwertbegriffes helfen. Die größte Errungenschaft der Klarlegung des subjektiven Wertbegriffes ist es nun, diese Antinomie des Wertes gelöst zu haben.

6. Die Grenznutzenlehre.

Obgleich dies endgültig erst Menger gelungen ist, so war die Richtung der Lösung dieses Problems doch schon bei zwei deutschen Autoren, bei Thomas und bei Gossen angedeutet[1]. Besonders letzterer hat die Bahn der Lösung durch seine Theorie der Bedürfnisbefriedigung vorgezeichnet. Sie liegt in einer psychologischen Analyse der Bedürfnisbefriedigung, welche dem subjektiven Charakter der Wertbildung vollständig Rechnung trägt. Gossen gebührt das große Verdienst, eine Theorie der Bedürfnisbefriedigung aufgestellt zu haben, welche für die Werttheorie eine ungeahnte Bedeutung erlangte. Seine Analyse knüpft an die Beobachtung an, daß die Bedürfnisse teils

[1] Allerdings haben schon ältere italienische Autoren über diesen Punkt richtige Ansichten geäußert; so besonders Galiani, ohne aber zu einer wirklichen Theorie des Gebrauchswertes gekommen zu sein.

wiederkehrender Natur, teils aber einer stufenweisen Befriedigung zugänglich sind. Er weist nun im Anschluß hieran auf die Tatsache hin, daß die Wiederholung der Befriedigung eine stufenweise zunehmende Sättigung herbeiführt, bis bei öfteren Wiederholungen, je nach Natur des Bedürfnisses, früher oder später, volle Sättigung, ja sogar direkter Widerwille eintritt. Eine ähnliche psychologische Analyse der Bedürfnissättigung wurde zwar schon von Bentham gegeben, der Zusammenhang mit der Werttheorie jedoch von ihm nicht gefunden. Viel näher kamen diesem Zusammenhange der Franzose Walras und der Engländer Jevons, doch ist es unbestreitbar Gossen, der die Analyse der Bedürfnisbefriedigung am eingehendsten vornimmt, die vollkommenste Theorie der Bedürfnissättigung aufstellt und diese auch zugleich zum Ausgangspunkte der Erklärung der Wertphänomene macht. Er weist nicht nur darauf hin, wie es auch Walras und Jevons tun, daß mit zunehmender Menge der Gütereinheiten der Wert jeder neu hinzukommenden Einheit abnimmt, bis derselbe auf Null herabsinkt, sondern er erblickt die Gesetzmäßigkeit der Bedürfnisbefriedigung darin, daß jedes Wirtschaftsobjekt alle Bedürfnisse parallel und bis zum selben Sättigungspunkt zu befriedigen bestrebt ist. Dieser Satz wurde später als das Gossensche Gesetz bezeichnet, und es besagt, daß die meisten Bedürfnisse des Menschen nicht unteilbar sind, sondern kontinuierlich in verschiedenen Abstufungen auftreten, und daß ihre Befriedigung, diesem Umstande Rechnung tragend, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Bedürfnissen bezüglich des Sättigungsgrades anstrebt.

In dieser Theorie Gossens liegt für die Werttheorie eine sehr wichtige Feststellung, nämlich die Hervorhebung jenes Umstandes, daß die Bedürfnisse teilbar sind, d. h. also, daß sie in verschiedene Sättigungsgrade zerfallen. Hierzu gesellt sich nun die Teilbarkeit der meisten Güter. Die Erkenntnis von der Teilbarkeit der Bedürfnisse wie auch der Güter mußte zu einer Verbindung dieser beiden Tatsachen und hierdurch zur Ausschaltung jener Vorstellung führen, der Gebrauchswert stehe mit den einzelnen Bedürfnisgattungen und den Gütergattungen in direktem Zusammenhange. Sobald einmal festgestellt wurde, daß Bedürfnisse und Güter gleich teilbar sind, so mußte diese Vorstellung jener Erkenntnis weichen, daß die Bewertung der Güter sich nicht in Allgemeinheiten bewegen und nicht im Ins-Verhältnis-

setzen der Bedürfnis- und Gütergattungen untereinander bestehen könne, sondern stets auf konkreten Grundlagen, unter Berücksichtigung des gegebenen Bedürfnisstandes und der gegebenen Gütermengen vor sich gehen muß. Die Bewertung des Brotes kann also nicht einfach und ausschließlich auf das Wichtigste der Bedürfnisse, das Nahrungsbedürfnis und auf die Eignung des Brotes, den Hunger zu stillen, zurückgeführt werden, sondern sie muß stets auf der Grundlage der bestehenden konkreten Sättigungsmöglichkeiten und in Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Brotmenge vor sich gehen.

Dies sind bereits die Ausgangspunkte Karl Mengers. Er stellt den Satz auf, daß bei den wirtschaftlichen Gütern von jeder Quantität ein konkreter Nutzen, eine konkrete Bedürfnisbefriedigung abhängt, und daß eben deshalb das Bestreben der Wirtschaftssubjekte darauf gerichtet ist, bei einem beschränkten Vorrate der Güter zwischen den verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten die vorteilhafteste Wahl zu treffen. Diese Wahl kann logischerweise nur auf jener Grundlage vor sich gehen, daß wir zunächst unsere wichtigsten Bedürfnisse, d. h. jene befriedigen, welche die höchsten Sättigungsgrade aufweisen, und wenn nur diese bereits befriedigt sind, auf weniger wichtige Bedürfnisse übergehen. Es ist aber ganz gleichgültig, in welcher Reihenfolge wir die einzelnen Teilquantitäten, z. B. Stücke einer in gleichartigen und deshalb in fungiblen Teilen vorhandenen Gütermasse, welche wir Vorrat nennen können, zur Bedürfnisbefriedigung heranziehen; doch bei einem gegebenen Vorrat, bei einer bestimmten Quantität der Güter ist es sicher, daß nur ein bestimmter Bedürfnisstand gesättigt werden kann. Wenn uns eine Teilquantität, z. B. ein Stück eines Vorrates von Würfelzucker oder Brennholz verloren geht, so wird jenes letzte Bedürfnis unbefriedigt bleiben, welches bei Intaktbleiben des ganzen Vorrates hätte befriedigt werden können.

Hieraus folgert Menger, daß der Wert eines gegebenen Vorrates sich nach dem Nutzen der letzten Teilquantität richtet, da nur das diesem korrespondierende Bedürfnis durch Verlust derselben gefährdet ist. Dieser von der letzten Teilquantität eines Gutes abhängige Nutzen wurde in Anlehnung an einen Ausdruck von Jevons, welchen Walras sich auch zu eigen machte, der Grenznutzen des Vorrates genannt, und so erhielt die ganze subjektive Werttheorie den Namen der Grenznutzentheorie.

Es ist das Verdienst der Schule Mengers, der sogenannten österreichischen Schule, diese Theorie weitergebildet und im Detail ausgeführt zu haben. Wieser, Zuckerkandl und Böhm-Bawerk sind es, denen wir den Ausbau dieser Lehre in erster Reihe zu verdanken haben. Auf jene Sätze, welche die Wissenschaft ihnen verdankt, werden wir im weiteren Verlaufe dieser Arbeit wiederholt zurückkommen, da dieselben hauptsächlich in der Durchführung und Verwertung des Grenznutzengedankens in anderen Zusammenhängen bestehen. Auf die weiteren Details der Wertlehre können wir in dieser Richtung nicht mehr eingehen, denn für uns handelt es sich hier vielmehr darum, es uns klar zu machen, worin die eigentliche wissenschaftliche Errungenschaft der subjektiven Wertlehre besteht.

7. Der Erkenntniswert der subjektiven Wertlehre.

Vor allem soll auf die klare Unterscheidung zwischen den Begriffen Nutzen und Wert hingewiesen werden. Die Scheidung dieser beiden Begriffe war, solange das Wesen des Wertes abstrakt gefaßt und in der allgemeinen Bedeutung der Güter gesucht wurde, nicht möglich. Es mußten Nutzen und Wert stets zusammenfallen, da der Nutzen auch ein Ausdruck für die abstrakte, allgemeine Tauglichkeit der Güter für unsere Bedürfnisbefriedigung ist. Dies war wieder die Ursache, weshalb die Antinomie des Wertes, d. h. die Divergenz zwischen Gebrauchswert und Tauschwert, nicht gelöst werden konnte. Die neue Wertlehre, wie sie von Menger entwickelt wurde, ermöglichte es nun, Nutzen und Wert (den alten Gebrauchswert) klar voneinander abzugrenzen, denn während der Nutzen als ein Urteil über die Tauglichkeit der Güter für die menschliche Bedürfnisbefriedigung im abstrakten Sinne, also als ein allgemeines Urteil über die wirtschaftliche Bedeutung der Güter erschien, zeigte sich der Wert nun als ein konkretes, nur unter gegebenen Verhältnissen und nur in bezug auf dieselben konstituierbares Urteil über die wirtschaftliche Bedeutung einer gegebenen Gütermasse. Deshalb verursacht es auch der neuen Wertlehre keine Schwierigkeit mehr, daß das Brot, trotz seines hohen Nutzens, einen geringen, die Diamanten hingegen, trotz ihres geringen Nutzens, einen hohen Wert besitzen, denn der Wert richtet sich ja nicht einfach nach dem Nutzen, sondern nach einem bestimmten Nutzen, dem Grenznutzen. Dieser aber geht nicht aus einer abstrakten Beurteilung des Tauglichkeits-

grades der Güter hervor, sondern ist das Resultat einer konkreten Entscheidung der Frage, welcher Nutzen in einem gegebenen Falle von einer Gütereinheit, bzw. von einer Güterquantität abhängt, und hierbei hat die Menge, welche vom fraglichen Gute uns zur Verfügung steht, auch ein Wörtchen mitzureden. Der Wert unterscheidet sich eben dadurch vom Nutzen, daß letzterer ein abstraktes, ersterer aber ein konkretes Urteil über die Verwendbarkeit der Güter ist.

Die Feststellung des Verhältnisses von Gebrauchs- und Tauschwert ist ein zweites Verdienst der neuen Wertlehre. Sie wurde eigentlich schon durch die scharfsinnige Analyse des Wertbegriffes durch Neumann stark gefördert. Dieses Kapitel zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben, ist aber hauptsächlich das Verdienst von Böhm-Bawerk, der, die Unterscheidung Neumanns aufgreifend, dieselbe mit der hergebrachten Trennung von Gebrauchs- und Tauschwert in Einklang brachte, indem er sowohl beim subjektiven als beim objektiven Wertbegriffe eine Dreiteilung vornahm. Er unterscheidet sowohl beim objektiven als auch beim subjektiven Werte einen Gebrauchs-, Ertrags- und Tauschwert, je nachdem, ob es sich bei der Beurteilung der Wichtigkeit der Güter um den unmittelbaren Verbrauch, um die Produktion oder aber um den Tausch handelt. Die volle Würdigung dieser Dreiteilung des Wertbegriffes wird uns erst in der Preis- und Einkommenlehre klar werden. Obzwar neuerdings Ammon sich gegen diese Dreiteilung wendet[1], so kann es doch nicht bestritten werden, daß durch sie infolge Gewinnung einer allgemeineren Basis eine weitgehende Vereinheitlichung des Wertbegriffes erreicht wurde, trotz der scheinbaren Kompliziertheit dieser Konstruktion. Die Werttheorie ringt ja schon lange um einen einheitlichen Gesichtspunkt des Wertbegriffes und hat diesen nun mit der von Böhm-Bawerk statuierten Parallele zwischen objektivem und subjektivem Wert erreicht. Die subjektive Werttheorie verhalf auch zu einer reinlichen Scheidung zwischen Wert und Preis, wie sie schon von Stuart Mill mit einigem Erfolge versucht wurde, aber mangels Erfassung des subjektiven Charakters der Wertbildung nicht ganz gelingen wollte. Doch hierüber später.

Die größte Bedeutung der neuen Werttheorie liegt

[1] Vgl. hierüber Ammon, Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke. 1911.

unzweifelhaft darin, daß sie dem Wertbegriffe eine Fassung gab, welche denselben befähigt, zum wirklichen Ausgangspunkt der Erklärung der Vorgänge des ganzen volkswirtschaftlichen Lebens gemacht zu werden. Sie ermöglicht, die wirtschaftlichen Vorgänge bis zu ihrer individuellen Wurzel, bis in die Seele des Menschen zu verfolgen. Alles menschliche Handeln hat seine psychologischen Quellen, und wenn eine Wissenschaft, welche die Ergebnisse menschlicher Handlungen zu erklären hat, nicht bis zu dieser Wurzel vorzudringen vermag, so hat sie ihre Aufgabe nur halb gelöst. Die neue Wertlehre gab trotz ihrer Wiedereinlenkung in die von der historischen Schule bekämpfte deduktive Forschungsweise eigentlich der Volkswirtschaftslehre auch eine Reihe von induktiven Grundbeobachtungen höchster Bedeutung, welche nun im Vereine mit den von den Klassikern an den Tag geförderten objektivistischen Beobachtungen und Feststellungen, das Fundament für den sicheren Aufbau der durch die objektivistische Richtung bereits gewonnenen Sätze schuf.

Noch eine Frage muß hier berührt werden. Es ist dies eine wichtige Unterscheidung zwischen den Gütern, nämlich die Einteilung derselben in Güter niederer und höherer Ordnung. Die klassische Theorie war wohl damit im klaren, daß die Güter in bezug auf Genußreife nicht gleich sind. Ihr Begriff des Tauschwertes ist mehr oder weniger auf die genußreifen Produkte eingestellt, um so mehr, als für sie Kapital und Arbeit in der Eigenschaft von Produktionskosten als die eigentlichen wertbestimmenden Faktoren gelten. Deshalb steht bei ihr dem Begriffe der genuß- oder wenigstens marktreifen Produkte der Begriff der Produktivkräfte oder Produktionsfaktoren gegenüber, welcher Begriff aber eben infolge ihrer Preislehre und ihrer Verteilungstheorie bald mit den Einkommenkategorien verschmilzt. Menger faßt infolge seiner subjektiven, auf die Analyse der Bedürfnisbefriedigung eingestellten Gedankenrichtung das Problem anders an. Aus seinen Ausgangspunkten mußte eine klare Unterscheidung der Güter je nach der Tatsache folgen, ob diese der Bedürfnisbefriedigung mittelbar oder unmittelbar gegenüberstehen. Hierdurch ergibt sich die obige Unterscheidung. Jene Güter, welche unmittelbar der Bedürfnisbefriedigung dienen, werden zum Begriffe der Güter erster Ordnung vereinigt, da dieselben unmittelbar mit der Bedürfnisbefriedigung

zusammenhängen. Alle anderen Güter stehen mehr oder minder der Bedürfnisbefriedigung fern, sie werden von Menger als Güter zweiter, dritter usw. Ordnung bezeichnet, je nachdem, wie weit sie von der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung stehen. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie die Bedürfnisbefriedigung mittelbar, d. h. durch Produktionsumwege, wie es Böhm-Bawerk nennt, fördern, und so zur Vervollständigung der Wirtschaft beitragen. Es ist wieder eine Vereinheitlichung der Gedankenkonstruktion der Wirtschaftsbegriffe, welche hierdurch erreicht wird, da nun die Faktoren der Produktion auch als Güter konstituiert werden konnten und sich so in ein einheitlicheres Bild der volkswirtschaftlichen Erscheinungen einreihen ließen.

8. Der Kampf um die Rolle des Kostenbegriffes in der Werttheorie.

Aus diesem Ausbau des Güterbegriffes und aus dieser Umbildung des Begriffes der Produktionselemente folgt aber ein Satz von weitestgehender Tragweite, welcher die klassische Wertlehre in ihren Grundlagen erschüttert. Wenn nämlich die Bedürfnisbefriedigung die wirkliche Grundlage der Wertbildung ist, so kann die Wurzel der Wertschätzung der Güter ihre Grundlage nur in den Gütern erster Ordnung haben. Es können sonach auch nicht die Produktions- oder Reproduktionskosten für den Wert entscheidend sein. So gerät denn die neue Werttheorie in schärfsten Gegensatz zur alten Theorie des Tauschwertes, und es entspann sich eine weitgehende Diskussion über diese Frage hauptsächlich zwischen Böhm-Bawerk, Dietzel und Scharling[1]. Diese können wir hier natürlich nicht verfolgen und ebensowenig auf jene Detailsätze eingehen, welche die neue Werttheorie bezüglich der Produktivgüter aufstellt. Dies ist auch um so weniger nötig, da wir in der Verteilungslehre auf diesen Punkt ohnedies noch einmal zurückkommen müssen. Dem Wesen nach beruhen sie auf der

[1] Vgl. die Artikel von Böhm-Bawerk in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. Neue Folge. Bd. XIII und III. Folge Bd. III, ferner den Artikel desselben Autors im III. Bd. der Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, dann die Artikel Dietzels in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. Neue Folge Bd. XX und III. Folge Bd. I, jenen von Scharling daselbst Bd. XXVII. So auch die Artikel von Macvane im Quarterly Journal of Economics Bd. VII und in den Annals of the American Academy Bd. IV und Green im Quarterly Journal of Economics Bd. VIII.

Anwendung des Grenznutzenprinzips, indem der in der letzten noch wirtschaftlich möglichen Verwendungsart erreichte Nutzen, also der Nutzen des Grenzproduktes, oder, wie es Wieser in Berücksichtigung der Komplementarität, d. h. des steten Zusammenarbeitens der Produktivgüter formulierte, der produktive Grenzbeitrag den Wert der Güter höherer Ordnung bestimmt. Während also laut der klassischen Wertlehre die Produktionskosten, also nach der neuen Terminologie die Produktivgüter das Maß des Wertes bestimmen, steht es nach der neuen Wertlehre geradezu entgegengesetzt. Die Gebrauchsgüter sind es, welche in ihrer Bedeutung für die Bedürfnisbefriedigung das Maß des Wertes bestimmen, und diese geben die Grundlage für die Bewertung der Produktivgüter ab. Wenn sonach die neue Wertlehre durch diesen Satz alles über den Haufen zu werfen scheint, was die klassische Wertlehre geschaffen hat, so wäre es doch ein arger Irrtum, dies zu folgern.

Allerdings sieht das Wesen der Wertbildung auf der Grundlage der neuen Werttheorie ganz anders aus als auf jener der klassischen Wertlehre. Die Klassiker glaubten im Kostengesetze die endgültige Ursache der Wertbildung gefunden zu haben und die Tauschwertbildung mit Hinweis auf die Produktionskosten endgültig erklärt zu haben. Wenn aber dies nach der Vertiefung der Wertlehre durch die neue Richtung sich auch als ein Irrtum erwies, so ist ihre Arbeit doch auch auf diesem Gebiete nicht vergeblich gewesen. Als Zwischenglied der Erklärung auf einem allerdings etwas beschränkteren Gebiete läßt ja auch die neue Wertlehre die Produktionskosten gelten.

Dieser Standpunkt wurde aber in der Hitze des Gefechtes außer acht gelassen. Während die Verfechter der neuen Werttheorie sich anfangs mit großem Eifer gegen das Kostengesetz wandten, haben die auf der alten Grundlage stehenden Theoretiker, wohl im Übereifer, den klassischen Standpunkt auf jeden Fall zu retten, alles bestritten, was die subjektive Wertlehre Originelles bot. Seitdem ist besonders in der englisch-amerikanischen Literatur ein Ausgleich zustande gekommen. Es werden die Resultate der Grenznutzenlehre angenommen, aber andererseits wird auch der klassische Gesichtspunkt der Wertlehre beibehalten und parallel angewendet. Eine Umdeutung des Kostenbegriffes ist aber hierbei doch nicht recht zu vermeiden. Er wird hierbei in zwei Elemente, in Arbeit und Abstinenz, zerlegt. Die

Arbeit wird als Arbeitsunlust, als Arbeitsanstrengung beachtet, die Abstinenz als Genußaufschub oder Entsagung von anderweitiger Verwendung ausgelegt. Die amerikanische Literatur prägte für beide einen gemeinsamen Ausdruck im Worte „disutility", womit sie das Gegenstück zum Nutzen ausdrücken will. Diese in der „disutility" enthaltenen Opfer unterliegen nun auch dem Grenzgesetz, indem mit zunehmender Inanspruchnahme von Arbeit und Materialien das Arbeitsleid sowohl als das Entsagungsopfer wächst. Da aber der Nutzen mit zunehmender Menge der Güter, welche das Ergebnis der gesteigerten Produktion ist, fällt, so meinen die Vertreter dieser Auffassung, es müsse sich ein Schnittpunkt der Nützlichkeits- und der Disutility-Funktionen ergeben, ein Punkt, in welchem der erreichte Nutzen mit dem aufgewendeten Opfer im Gleichgewichte ist. Der Wert werde also sowohl von der Nützlichkeit als vom aufgewendeten Opfer abhängen, da eben die Ausgleichung beider dafür bestimmend ist, wie weit wir unsere Anstrengungen fortsetzen. Marshall vergleicht diesen Prozeß mit beiden Klingen der Schere, Seligman mit dem Hammer und der Platte, auf welche der Schlag mit dem Hammer geführt werden muß, um einen Ton zu erzeugen. Nützlichkeit und Opfer hätten nach dieser Ansicht gleichen Anteil an der Wertbildung.

Schon Böhm-Bawerk hat diesen Versuchen gegenüber, das Kostenprinzip der Nutzenprinzipe zu koordinieren, darauf hingewiesen, daß Nutzen und Produktionsopfer sich höchstens in der isolierten Wirtschaft ins Gleichgewicht setzen können, während — und dies wird auch von einem amerikanischen Verfechter der eben geschilderten Auffassung, nämlich von Seager anerkannt — in der Volkswirtschaft, wo die Arbeiter keinen direkten Einfluß auf ihre Arbeitszeit haben, dieses Gleichgewicht sich höchstens in allergröbsten Zügen durchsetzen kann.

Doch wir müssen unsere Betrachtungen über dieses wichtigste Kapitel der theoretischen Volkswirtschaftslehre schließen. Es soll nicht geschehen, ohne noch einmal darauf hinzuweisen, daß die erste und zweite Phase der Entwicklung des Wertes nicht in so schroffem Gegensatze zueinander stehen, als es vielleicht in einer Darstellung erscheinen mag, welche überall nur das Wesentlichste herausgreifen und grell beleuchten muß. Die objektive Wertlehre der Klassiker hat eine Seite der Wertbildung, und zwar zunächst die Tauschwertbildung, erfaßt und zu erklären gesucht, in einer

Weise, welche in engerem Rahmen auch von der neuen Wertlehre anerkannt wird. Es ist dies die Tatsache, daß die Austauschverhältnisse bei gewissen Gütern sich ungefähr den Produktionskosten anpassen. Zwar gehört diese These eigentlich mehr der Preislehre an, doch mußte sie, als die Brille der Subjektivität des Wertes bei Betrachtung des Wertproblems noch fehlte, mit dem eigentlichen Wertproblem verschwimmen. Die neue Wertlehre hingegen hat eine eingehende Betrachtung des Wertproblems zu erreichen gewußt und ist bis zur Wurzel des Wertes vorgedrungen. Sie hat auf diese Weise sozusagen das Prius jener Vorgänge aufgedeckt, welche die klassische Wertlehre beschäftigt haben. Wenn also den Klassikern das Verdienst gebührt, das Wertproblem besonders als Tauschwertproblem erfaßt zu haben, so ist es das Verdienst der neuen Richtung, das Wertphänomen im eigentlichen Sinne erklärt und hierdurch die Grundlage für eine tiefere Erfassung aller volkswirtschaftlichen Vorgänge geschaffen zu haben. Deshalb werden wir auch in den weiteren Kapiteln uns stets mit ihrem Gesichtspunkte zu befassen haben, weil ihre tiefliegenden Ausgangspunkte nicht bloß das Wertproblem, sondern auch die übrigen Probleme in neuer Beleuchtung erscheinen lassen, so daß sie uns viel mehr als eine reine Werttheorie bietet.

II. Das Preisproblem.

9. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage.

Wir haben schon im vorstehenden Kapitel den Grund kennen gelernt, welcher das Preisproblem für lange Zeit mit dem Wertproblem so eng verknüpfte, daß beide voneinander kaum zu scheiden waren. Infolge Konzentrierung des Interesses auf den Tauschwert und mangels einer Theorie des Gebrauchswertes mußten Wert und Preis als kaum zu trennende Probleme erscheinen, und konnte auch die Erklärung der Preise nur in einer Richtung eine Vertiefung erfahren. Diese Richtung war natürlich die Anlehnung an die objektiven Tatsachen des Marktes, welche einerseits in der Form der Produktionskosten, andererseits aber in der Erscheinung von Nachfrage und Angebot zutage traten.

Über die Produktionskosten haben wir hier nichts weiter zu sagen. Die Analyse ihres Wesens ist eben der eigentliche Inhalt

der klassischen Wertlehre. Die Lehre von Angebot und Nachfrage hingegen bildet den Kern der klassischen Preistheorie im engeren Sinne. Sie knüpft an die heute vulgär erscheinende, in jener Zeit nichtsdestoweniger Epoche machende Beobachtung an, daß sich auf jedem Markte zwei Gruppen von entgegengesetztem Interesse finden. Eine Gruppe, welche die Waren feilbietet (Angebot), und eine zweite, welche sie zu erwerben sucht (Nachfrage). Nun konnte aber von der klassischen Wertlehre nicht beiden Gruppen gleiche Beachtung zuteil werden. Dies ist wiederum die Folge ihrer Wertlehre. Die sorgfältige Analyse der Produktionskosten befähigte sie nämlich zu einer eingehenden Würdigung der Rolle des Angebotes, da diese ja augenscheinlich in der arbeitsteiligen Wirtschaft mit den Produktionsmöglichkeiten der einzelnen Güter zusammenhängt, wogegen eine tiefgehendere Analyse der Nachfrage ein näheres Eingehen auf das Wesen der menschlichen Bedürfnisse zur Voraussetzung hat, das aber bloß bei einer eingehenderen Würdigung der subjektiven Wertfaktoren möglich ist. Diese finden wir aber in der hier in erster Reihe in Betracht kommenden englischen Literatur erst spät, und zwar zuerst bei Jevons. Das gegenseitige Aufeinanderwirken von Angebot und Nachfrage schien leicht faßbar zu sein. Mit der Zunahme der Nachfrage muß der Preis steigen, während eine Zunahme des Angebotes eine entgegengesetzte Beeinflussung der Preise ergeben muß. Es war hiermit ein, wenn auch heute sehr vulgär erscheinendes, doch deshalb nicht weniger wichtiges Gesetz der Preisbildung erfaßt. Womit wissenschaftlich nicht geschulte Kreise ohne Berücksichtigung anderer Momente heute noch bei Erklärung der Preisbildung ihr Auskommen finden, ist das von den Klassikern aufgestellte Gesetz von Angebot und Nachfrage.

10. Die Variationen des Kostengesetzes.

Wir haben schon in unserem Kapitel über das Wertproblem gesehen, daß die klassische Lehre seit Ricardo der Verschiedenheit der Rolle der Produktionskosten ein wachsames Auge entgegenbrachte, indem sie die Güter je nach ihren Produktionsmöglichkeiten in zwei Gruppen teilte, nämlich in jene der beliebig vermehrbaren und in jene der nicht beliebig vermehrbaren Güter. Diesen zwei Kategorien von Gütern entsprechen auch nach der klassischen Lehre zwei Marktgesetze. Das erste wurde als das Gesetz der geringsten Kosten bezeichnet. Es besagt, daß der

Wert und auch der mit demselben korrespondierende Preis der beliebig vermehrbaren Güter sich nach den Kosten jener Produzenten richtet, welche das betreffende Gut unter den günstigen Verhältnissen, also mit den geringsten Kosten herstellen. Dieses Preisgesetz ist die Folge der freien Konkurrenz, einer Hauptprämisse des ganzen klassischen Systems. Diese besteht darin, daß das Streben nach dem größtmöglichen Gewinn eine Verteilung der Produktivkräfte zur Folge hat, welche keine vorteilhafteren Produktionsmöglichkeiten unausgenützt läßt, solange sich dem Kapital und der Arbeit solche darbieten, und daß demnach jenen Produktionszweigen, welche beliebig vermehrbare Güter erzeugen, so lange Kapital und Arbeit zufließen, bis der Markt so weit gesättigt ist, daß der Preis auf den Stand der vorteilhaftesten Produktionskosten heruntergedrückt wird. Ist hingegen die Produktion nur bei einer Erhöhung der Kosten ausdehnungsfähig, so kann die Konkurrenz keinen Preisdruck ausüben, da Kapital und Arbeit zur Erhöhung der Produktionsmenge nur dann herbeigezogen werden, wenn sich der Preis hebt, und zwar in einem Maße, daß in ihm die höchsten Kosten rückerstattet werden. Das dieser Gesetzmäßigkeit Rechnung tragende Preisgesetz wurde das Gesetz der höchsten Kosten genannt.

Außer dem Prinzip der freien Konkurrenz liegt diesen zwei Preisgesetzen noch eine andere Beobachtung zugrunde, welche ebenfalls von Ricardo schärfer erfaßt wurde. Es ist dies jener Unterschied, welcher in den verschiedenen Möglichkeiten der Vergrößerung der Produktion liegt. Im Zeitalter der Entstehung und Verbreitung der Großbetriebe mußte das Interesse dadurch stark in Anspruch genommen werden, daß viele Güter, namentlich die Industrieprodukte, im großen billiger, also vorteilhafter erzeugt werden können als in engerem Rahmen. Die Produktionskosten fielen mit der Zunahme der Produktion. Diese Beobachtung führte zur Aufstellung des Gesetzes vom zunehmenden Ertrag, welches besagt, daß in vielen Produktionszweigen die Ausdehnungsmöglichkeit der Produktion zu einer Verminderung der Kosten führt. Gleichzeitig mußte aber der Gegensatz zur landwirtschaftlichen Produktion ins Auge stechen. Hier ist die Ausdehnung der Produktion infolge der durch die Natur gesetzten Schranken nur durch eine Zunahme der Produktionskosten zu erreichen. Die intensivere Bewirtschaftung eines Gutes erfordert erhöhte Kapitaleinlage. So wurde denn dem

Gesetze des zunehmenden Ertrages jenes vom abnehmenden Ertrage, im Hinblick auf die Landwirtschaft, gegenübergestellt, als Folge des Gesetzes von den zunehmenden Kosten. Die Gesetze von den niedrigsten und von den höchsten Kosten erschienen als Korrelate dieser zwei Gesetze.

Was hat also die klassische Lehre vom Wesen der Preisbildung erfaßt? Zunächst die Tatsache, daß die Quantitätsverhältnisse der Güter von entscheidender Bedeutung für die Preisbildung sind. Sie ist aber gleichzeitig auch tiefer in das Wesen des Quantitätsfaktors eingedrungen, und zwar durch die Berücksichtigung jener Tatsache, daß der Quantitätsfaktor kein starrer, von der menschlichen Tätigkeit unabhängiger Bestimmungsgrund des Preises ist. Seine preisbildende Rolle hängt mit der Gestaltung der Produktionskosten zusammen und diese sind veränderlich; sie werden einerseits durch den Fortschritt der Kenntnisse der Menschen, also durch den intellektuellen und technischen Fortschritt der Menschheit, sowie durch die Gesetze vom zunehmenden und abnehmenden Ertrag, andererseits aber durch die Konkurrenz, also durch das Streben beeinflußt, sich auf jenen Gebieten zu betätigen, auf welchen unter den gegebenen Verhältnissen der größte Erfolg zu erreichen ist. Hiermit hat die klassische Lehre zwei wichtige Tatsachen der Preisbildung für alle kommenden Generationen festgelegt. Die eine ist die Abhängigkeit der Preise sowohl von Naturtatsachen als von kulturellen, produktionstechnischen Errungenschaften, die zweite der Zusammenhang der Preise mit dem gesellschaftlichen Wesen der Wirtschaft, also mit der gesellschaftlichen Verknüpfung der Menschen untereinander, welche der Produktion dadurch eine bestimmte Richtung gibt, daß dieselbe sich nicht für jeden unabhängig gestalten kann, sondern sich unter Berücksichtigung jener gesellschaftlichen Tatsache vollziehen muß, welche Produktionsmöglichkeiten bereits stärker oder weniger stark ausgebeutet sind.

Mit der Bezeichnung der Grundfaktoren der Preisbildung fand die klassische Preistheorie noch keineswegs ihren Abschluß. Ihr Interesse erstreckte sich vielmehr auch darauf, das Zusammenwirken von Angebot und Nachfrage näher zu untersuchen. Dieses Interesse mußte zunächst dadurch gefesselt werden, daß das Verhältnis von Angebot und Nachfrage durch die Tatsache nicht unberührt bleiben kann, ob jener früher schon berührte Faktor,

nämlich die Konkurrenz, entsprechend zu Worte kommt, oder aber durch gegebene Verhältnisse ausgeschaltet wird. So war es schon für sie klar, daß sich die Preisbildung je nach den gegebenen Umständen verschieden gestalten muß, wenn freie Konkurrenz herrscht oder aber diese nicht möglich ist. So wird denn auch von Anfang an von der klassischen Nationalökonomie zwischen Konkurrenzpreisen und Monopolpreisen unterschieden. Nur bei ersteren kommt das Kostengesetz voll zur Geltung, während im Falle des Monopols jene Ursache fehlt, welche den Preis notwendig auf das Niveau der Produktionskosten herabdrücken müßte.

Dies ist aber noch immer nicht alles, was wir auf dem Gebiete der Preistheorie der klassischen Lehre verdanken. Die ihr eigene Behandlungsweise ökonomischer Probleme, eben das, was wir den objektivistischen Zug ihres Geistes nennen können, hat ihr leicht noch zu einem wichtigen Erfolge verholfen. Es ist dies jene Erkenntnis, daß sich hinter den Faktoren, welche die Fluktuation der Preise hervorrufen, solche verbergen, welche eine gewisse Stabilisierung der Preise gewährleisten. Diese letzteren sah die klassische Lehre natürlich in den Produktionskosten. Den diesen entsprechenden Preis bezeichnete sie als den normalen oder natürlichen Preis. Das Verhältnis von Marktpreis und Normalpreis ergibt sich von selbst. Letzterer ist die solide Basis der Preisbildung und bezeichnet den Gravitationspunkt der Preise, während die Marktpreise je nach den momentanen Verhältnissen des Marktes um ihn herum oszillieren.

Natürlich ist der Normalpreis auch Veränderungen unterworfen. Diese verdanken aber ihren Ursprung nicht vorübergehenden, von Tag zu Tag sich ändernden Umständen, sondern jenen Veränderungen, welche in den objektiven Bedingungen der Güterproduktion, also in den objektiv-technischen Produktionsmöglichkeiten vor sich gehen. Prinzipiell betrachtet die klassische Preistheorie die objektiven Tatsachen, sowie die Veränderungen der Nachfrage sowohl bei der Entstehung des Marktpreises als auch bei der Bildung des normalen Preises als gleichberechtigt mit jenen des Angebotes. Eine eingehendere Analyse derselben stand jedoch noch aus und war den Klassikern auch unzugänglich.

Natürlich ist dieselbe auch von der sozialistischen Lehre nicht zu erwarten, welche sich ja in ihrer Werttheorie der klassischen Doktrin im Wesen anschließt. Dieser Anschluß zwingt sie auch in jene objektivistische Richtung, welche der klassischen Lehre eigen

war und hindert sie ebenfalls an einer eingehenderen Beachtung des Faktors der Nachfrage. Es kommt dies hauptsächlich bei Marx zum Ausdruck. Auch er kennt einen auf rein objektiver Basis zustande kommenden Kern der Preisbildung. Er nennt ihn Produktionspreis, und derselbe wird nach seiner Auffassung durch die in Arbeit bestehenden Produktionskosten unter Hinzutreten des Durchschnittsprofits gebildet. Für ihn ist aber der so zustande gekommene Preis kein natürlicher Preis mehr, da eben das Element der Durchschnittsprofitrate ein spezifisch der kapitalistischen Produktionsweise anhaftendes Moment ist. Eigentlich ist aber der Produktionspreis von Marx seinem Wesen nach mit dem Normalpreise der Klassiker doch identisch und bloß eine der sozialistischen Arbeitswert- und Verteilungstheorie entsprechende Umformung desselben. Sein Verhältnis zum Marktpreise beurteilt Marx auch ganz ähnlich wie die Klassiker, denn auch er erblickt das Wesen des Marktpreises in jenen, am Markte fortwährend sich vollziehenden Veränderungen, welche sowohl durch die Elastizität der Volkswirtschaft als durch das Spiel der individuellen Kräfte verursacht werden.

11. Die Vertiefung der Preislehre auf subjektiver Basis.

Die Erneuerung der Preislehre und ihre weitgehende Weiterbildung ist wiederum ein Werk des deutschen Geistes. Sie schließt sich eng an die neue Wertlehre an und ist der Vertiefung derselben zu verdanken. Sie bewegt sich in drei Richtungen. Vor allem wird die Scheidung zwischen Wert und Preis durch das Vordringen der Erfassung des subjektiven Wertbegriffes vorbereitet; dann wird die logisch-kausale Verknüpfung von Wert und Preis in eine genetisch-kausale Verbindung dieser Begriffe aufgelöst, und schließlich die so lange ausstehende Analyse der Nachfrage vorgenommen, welche die Entfaltung der subjektiven Wertlehre hauptsächlich durch die Aufstellung einer Theorie der Bedürfnisse ermöglicht. Wir wollen nun diese drei Phasen der Weiterentwicklung der Preislehre kurz erörtern.

Was zunächst die Scheidung von Wert und Preis betrifft, so ist diese schon früher, allerdings ohne entsprechenden Erfolg, versucht worden. Von den früheren Versuchen abgesehen, finden wir schon bei Stuart Mill eine klare Trennung beider Begriffe. Der Wert ist für ihn die Bedeutung, welche ein Gut für uns hat, der Preis hingegen jene Summe Geldes, welche für ein Gut im Tausche

erhältlich ist. Der Wert ist also für Mill das Maß der Verwendbarkeit der Güter im Tausche, während der Preis das im Tausche erhältliche Geldäquivalent darstellt. Was half aber diese Unterscheidung, solange das subjektive Wesen des Wertes nicht erkannt wurde? Der Preis mußte doch wieder mit dem Tauschwerte verschwimmen, da die Bedeutung der Güter schließlich mit dem für das Gut am Markte erhältliche Äquivalent, also mit dem Preise gleichbedeutend erschien. Solange der Wert in seiner subjektiven Natur nicht erfaßt war, konnte eben sein enger Zusammenhang mit dem Bedürfnisstande nicht erkannt werden, und doch ist dies jenes Moment, welches den Wert vom Preise als dem Ergebnisse der objektiven Marktlage so scharf unterscheidet. Hiermit sind wir aber schon beim zweiten Punkte der Ergebnisse der subjektiven Wertlehre auf dem Gebiete der Preistheorie, nämlich bei der Klarlegung des Zusammenhanges von Wert und Preis angelangt.

Wir sahen oben, daß die klassische Lehre die Produktionskosten als gemeinsamen Regulator von Wert und Preis auffaßte. Für sie erschienen Wert und Preis eine logisch-kausale Kette zu bilden, um unter dem für beide geltenden Produktionskostengesetze zu stehen. Sobald der Wert als unmittelbar vom Bedürfnisstande abhängend, der Preis aber als Resultat der Marktlage erkannt wurde, mußte das Verhältnis beider zueinander sich unter einem anderen Gesichtswinkel darstellen. Der Wert erschien nun nicht mehr als eine mit dem Preise unter gleichen Gesetzen stehende Erscheinung, sondern als die Wurzel des Preises. Der Zusammenhang beider zeigt sich hier also als ein Zusammenhang genetischer Natur. Die Verschiedenheit der Bewertung der Güter seitens der einzelnen Wirtschaftssubjekte ist nach der Darlegung Mengers die eigentliche Grundlage des Tausches.

Der Grund, welcher seiner Auffassung nach zum Tausche führt, besteht darin, daß beim gegenseitigen Austausch gewisser Güter beide tauschenden Subjekte ihre Bedürfnisse besser befriedigen können, und zwar deshalb, weil sie infolge der Verschiedenheit ihrer subjektiven Wirtschaftslage die auszutauschenden Güter verschieden bewerten. Der Tausch führt also auf subjektive Grundlagen zurück, und hiermit erscheint der Wert als das Prius und der Preis als das Posterior.

Mit dieser Feststellung ist aber das Preisproblem noch nicht

gelöst, denn es ist hiermit nur die Basis, auf welcher sich die Preise bilden, bloßgelegt, und es muß nun die Art und Weise erklärt werden, wie auf dieser Basis die Preise zustande kommen.

12. Die Theorie der Tauschmöglichkeiten als Grundlage der Preislehre.

Die Klassiker schließen ihre Betrachtungen über den Markt direkt an die Umstände der Produktion an und kommen so zu ihrem Kostengesetze, die neue Preistheorie hingegen lehnt sich in ihrer Analyse des Marktes an ihren Ausgangspunkt, an die Bedürfnisbefriedigung an. Dies folgt schon aus ihrer obigen Auffassung über das Wesen des Tausches. Sie untersucht deshalb auch nicht die Produktionsverhältnisse, um zu dem Preisgesetze zu gelangen, sondern den Zusammenhang des Tausches mit der Bedürfnisbefriedigung. Hierdurch kommt sie in die Lage, die Tauschmöglichkeiten festzustellen. Diese sind eben durch die subjektiven Werturteile der Tauschenden bzw. der Marktparteien gegeben. Niemand wird für ein Gut mehr zu geben geneigt sein, als dasselbe für ihn wert ist. Auf dieser Grundlage läßt sich die Entstehung des Preises leicht erklären.

Menger[1] beginnt in seinen grundlegenden Ausführungen mit dem isolierten, also außermarktlichen Tausche. Er stellt fest, daß sich hier zwei Preisgrenzen ergeben, innerhalb welcher sich der Preis bewegen muß. Der Anbieter der Ware wird nämlich nur dann zum Tausche bereit sein, wenn ihm für sein Gut von einem anderen Gut wenigstens so viel geboten wird, als dasselbe seiner subjektiven Schätzung nach im anderen Gute ausgedrückt wert ist, während die andere Tauschpartei ebenso verfahren wird und nur dann den Tausch eingeht, wenn sie von dem zu erwerben gewünschten Gute wenigstens so viel erhalten kann, als im anderen Gute gemessen ihrer Wertschätzung entspricht. Wenn also das Subjekt A 100 Maß seines Getreides einen Wert von 40 Maß Wein beilegt, so kann es nur dann mit jemanden, der Getreide für seinen Wein bietet, einen Tausch eingehen, wenn das andere Wirtschaftssubjekt dem Getreide gegenüber dem Weine einen geringeren Wert beimißt, wenn also z. B. das Subjekt B 40 Maß Wein gleich 80 Maß Getreide bewertet. In diesem Falle wird der Tausch zustande kommen, und es muß sich der Preis von 40 Maß Wein zwischen 80 und 100 Maß Getreide stellen. So

[1] Menger, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Wien, 1871.

gelangt Menger zu dem wichtigen Ergebnisse, daß sich aus den subjektiven Wertschätzungen der Marktparteien zwei Preisgrenzen ergeben, innerhalb welcher sich der Preis feststellen muß. Zweitens aber gelangt er zu der wichtigen Feststellung, daß sich der Preis innerhalb dieser zwei Grenzen irgendwo festsetzen kann, je nach dem Ergebnisse des Feilschens der beiden Parteien. Jede der beiden Parteien hat schon ihren Vorteil vom Tausche, wenn sich der Preis so stellt, daß sie vom anderen Gute etwas mehr erhält, als ihrer vergleichenden Schätzung entspricht. Jede Marktpartei wird aber bestrebt sein, den Preis möglichst so zu gestalten, daß sich ihr Tauschgewinn je höher stellt, daß sie also je mehr vom anderen Gute erhält.

Der Tausch auf dem Markte vollzieht sich nach Menger ganz in ähnlicher Weise als der isolierte Tausch, nur stehen sich hier mehrere Parteien gegenüber. Dies ändert aber nichts daran, daß sich hier ebenfalls zwei Preisgrenzen herausbilden, innerhalb welcher der Preis liegen muß. Es wird auch hier niemand ohne Vorteil tauschen wollen, und ein Vorteil kann nur dann erzielt werden, wenn die zu erwerben gesuchte Menge eines Gutes höher geschätzt wird als die im Tausche hinzugebende Menge des anderen Gutes. Die Konkurrenz, welche im einfachsten Falle beim Verkaufsmonopol darin besteht, daß mehrere Kauflustige dasselbe Gut begehren, droht einen Teil der Kauflustigen von der Möglichkeit des Tausches auszuschließen, da nur eine bestimmte Menge der Ware am Markte vorhanden ist und deshalb nicht alle Bewerber befriedigt werden können. Was entscheidet aber darüber, wer wirklich zum Kaufe kommt? Eben das Gesetz, daß jeder lieber mit weniger Nutzen als gar nicht tauscht. Diejenigen, welche das Gut höher schätzen, werden mehr zu geben geneigt sein und so lange in der Erhöhung ihres Anbotes fortfahren, bis sie zu jenem Punkte gelangen, wo der Tausch für sie keinen Vorteil mehr brächte. Das Resultat hiervon ist, daß die das Gut niederer bewertenden Bewerber von der Tauschmöglichkeit ausgeschlossen werden und schließlich nur so viele von den tauschkräftigsten Bewerbern übrig bleiben, als die angebotene Menge zuläßt. Da das Wegfallen der weniger tauschfähigen Kontrahenten die Folge der Erhöhung der Anbote der tauschfähigeren ist, so muß hiermit eine Einengung der Preisgrenzen Hand in Hand gehen. Als obere Grenze bleibt die Schätzung des tauschfähigsten Käufers

unberührt, aber die untere Grenze wird nicht mehr durch die Wertschätzung des Verkäufers, sondern durch jene des ersten vom Kaufe schon ausgeschlossenen Bewerbers ersetzt (vorausgesetzt natürlich, daß diese höher ist als die Wertschätzung des die Waren anbietenden Monopolisten), denn sobald der Preis diese Grenze erreicht — nämlich jene des ersten vom Kaufe schon ausgeschlossenen Käufers —, so bietet dieser auch mit; da er aber infolge der Beschränktheit der am Markte vorhandenen Menge nicht mehr zum Tausche gelangen kann, muß er überboten werden. So entsteht das Preisgesetz, daß sich der Preis beim Monopoltausche zwischen die Grenzen der Schätzung des letzten noch zum Tausche gelangenden Bewerbers und jener des ersten schon ausgeschlossenen Bewerbers stellt. Im Falle beiderseitiger Konkurrenz vollzieht sich derselbe Prozeß, nur mit dem Unterschiede, daß der Ausschließungsprozeß auch auf der Seite des Angebotes vor sich geht. Nur jene Verkäufer können zum Tausche gelangen, welche ihr Gut so niedrig bewerten, daß sie in Anbetracht der von den Käufern in Aussicht gestellten Gegenwerte noch mit Gewinn abschließen können. Sobald infolge größerer Anzahl der Verkäufer sich solche finden, die auch unter billigeren Bedingungen ihre Rechnung finden, werden jene vom Tausche verdrängt, die sich infolge ihrer ökonomischen Lage nur mit einem höheren Preise begnügen können. Demnach muß der Preis zwischen jene Grenzen fallen, welche durch die Wertschätzungen jener Parteien gegeben sind, die das auszutauschende Gut am geringsten, das einzutauschende Gut hingegen am höchsten bewerten. Diese Parteien werden als die tauschfähigsten Parteien bezeichnet. Sowohl seitens des Angebotes als seitens der Nachfrage kommen als preisbestimmende Faktoren also zwei Schätzungen in Betracht. Einerseits die Schätzung der in der Reihe des Angebotes, bzw. der Nachfrage noch eben zum Tausche gelangenden Parteien, also die Schätzungen der unter den tatsächlich zum Tausche kommenden Parteien am wenigsten tauschkräftigen Subjekte, andererseits aber sowohl auf der Seite des Angebotes als auch auf jener der Nachfrage die Wertschätzungen jener Parteien, welche unter den schon nicht zum Tausche gelangenden Parteien die tauschkräftigsten sind, welche also bei einer Veränderung der Marktlage als nächste zum Tausche kommen können. Dieses von Böhm-Bawerk klar formulierte Gesetz erhielt von ihm den Namen des Gesetzes der Grenzpaare.

13. Ergänzungen zum Gesetz der Grenzpaare.

Durch die glänzenden Ausführungen Böhm-Bawerks über das Gesetz der Grenzpaare wurde der eigentliche Grundgedanke Mengers, daß die subjektive Basis der Preisbildung eigentlich stets nur das Zustandekommen von Preisgrenzen zuläßt und nie aus den ökonomischen Faktoren des Marktes ein einzig gegebener Preis abgeleitet werden kann, etwas in den Hintergrund gedrängt. Seager und Hobson haben diesen Gedanken, und zwar mit Recht, wieder stark in den Vordergrund gerückt. Die durch die ökonomische Lage der Parteien gezogenen Preisgrenzen sind nie so eng, daß nicht mehrere Preise möglich wären, so daß eigentlich theoretisch jede Partei die Möglichkeit hat, die andere zu übervorteilen, d. h. einen Preis zu erreichen, bei welchem sie nicht das Maximum an Gegenwert geben muß, welches sie in letzter Reihe zu geben geneigt wäre. Die Betonung des Umstandes, daß die Marktparteien innerhalb der durch die ökonomische Lage gegebenen Preisgrenzen auch im Falle der Konkurrenz eine ziemliche Bewegungsfreiheit besitzen, hat die neue Preislehre in den Stand gesetzt, die Wichtigkeit der Marktkenntnis und der Geschicklichkeit im Feilschen als Preisfaktoren entsprechend einzuschätzen.

Auch in einer anderen Richtung wurde das Gesetz der Grenzpaare ergänzt. In der Originalfassung von Menger und Böhm-Bawerk schien es zu sehr auf eine atomisierte Volkswirtschaft zugeschnitten und die gesellschaftliche Struktur derselben zu vernachlässigen. Hauptsächlich zwei Amerikaner, Clark und Seligman, haben diesem Gesetze jene Fassung gegeben, welche das gesellschaftliche Moment in demselben stärker in den Vordergrund rückt. In weiterer Verfolgung des Grenzgedankens führen sie aus, daß der Preis sich bei jedem Gute der Zahlungskraft jener Gesellschaftsschicht anpassen muß, welche unter den gegebenen Verhältnissen noch das besagte Gut zu konsumieren in der Lage ist. Diese Klasse wird von ihnen als die Grenzklasse bezeichnet. Innerhalb derselben, d. h. in der niedersten Schicht derselben, finden wir den Grenzkäufer, sowie den schon vom Tausche ausgeschlossenen tauschfähigsten Anwärter der Ware. Auf der Seite des Angebotes ist zwar die Schichtung nach dem Grade der Tauschfähigkeit ebenfalls zu beobachten, doch ist hier nicht mehr die gesellschaftliche Lage, sondern die mehr oder weniger vorteilhafte

Gestaltung der Produktionsverhältnisse bei den einzelnen Produzenten für die Gruppierung am Markte maßgebend.

14. Das Verhältnis der neuen Preislehre zum Kostengesetze.

Hiernach ergibt sich die Frage, ob das neue Preisgesetz zu den Gesetzen von Angebot und Nachfrage, sowie zum Kostengesetze der Klassiker im Gegensatze steht? Daß sich das klassische Gesetz von Angebot und Nachfrage mit dem Gesetze der Grenzpaare wohl verträgt, kann keinem Zweifel unterliegen. Es sind wohl Fälle denkbar, wie dies auch Böhm-Bawerk andeutet, in denen sich Angebot und Nachfrage ändern, ohne die Lage der Grenzpaare zu verschieben. Es sind dies aber Ausnahmefälle, welche ganz beruhigt außer acht gelassen werden können. Nicht so leicht ist die zweite Frage zu entscheiden, ob das neue Preisgesetz sich mit dem klassischen Kostengesetze verträgt.

Unter der ersten Einwirkung der neuen Gedankenreihe neigten die Vertreter der subjektiven Preistheorie sich tatsächlich der Auffassung zu, dem Kostengesetze seine Bedeutung abzusprechen. Haben sie doch dasselbe auf dem Gebiete der Wertlehre durch ihre Behauptung, es sei der Wert in letzter Reihe auf jene Bedeutung zurückzuführen, welche die Produkte für den Konsumenten haben und durch den hieraus gezogenen Schluß, daß die Konsumtivgüter den Wert der Produktivgüter bestimmen und nicht umgekehrt, zurückgewiesen. Bald mußte es sich aber herausstellen, daß es sich hier um etwas anderes handelt. Wenn in der Wertlehre der Klassiker behauptet wurde, die Produktionskosten machen sozusagen den Inhalt des Wertes aus, so handelt es sich hier nicht mehr darum, sondern nur um die Frage, ob es richtig ist, daß die gegenseitige Einwirkung der Marktparteien die Voraussetzungen des Tausches in einer Weise beeinflußt, daß bei gewissen Gütern, nämlich bei den als beliebig vermehrbaren bezeichneten Gütern, die einheitliche Tauschbasis des Marktes sich auf dem Niveau der Produktionskosten herausbildet. Die Klassiker kommen zu ihrem Produktionskostengesetze nicht bloß infolge ihrer Auffassung vom Werte, sondern infolge ihrer Behauptung, daß sich Kapital und Arbeit gewissen Produktionszweigen mehr, anderen hingegen weniger zuwenden, indem sie jene Produktionszweige aufsuchen, welche den größten Ertrag in Aussicht stellen. Nun wird ja diese Tatsache von der neuen Preislehre ebenfalls an-

erkannt, ja für sie ist diese These eigentlich nur eine Variante ihres Grundgesetzes der Bedürfnisbefriedigung, wonach nämlich jede Wirtschaft den größtmöglichen Nutzen durch Auswahl der lohnendsten Verwendungsarten zu erzielen trachtet. Was im Zusammenhange mit dem Markte, also auf der objektiven Basis der Marktlage vor sich geht, ist eigentlich dieselbe Anwendung des Gossenschen Gesetzes, wie sie in einfacherer Form in der Einzelwirtschaft vor sich geht. Die Konkurrenz treibt die Produzenten an, einerseits die lohnendsten Produktionszweige aufzusuchen, andererseits ruft sie aber hierdurch eine solche Zunahme bei den beliebig vermehrbaren Gütern hervor, daß sich das Angebot mit der Nachfrage nur bei einem Preise ins Gleichgewicht setzen kann, bei welchen die Schätzung der Grenzpaare jenem Aufwande nahe kommt, welchen die neue Preislehre unter Produktionskosten versteht. So wurde denn bald nach einer Vertiefung der neuen Preislehre das Kostengesetz auch in seine Rechte zurückversetzt. Allerdings nicht in der ihm von den Klassikern zugewiesenen Bedeutung, da die neue Preislehre in diesem Gesetze nicht mehr den Ausgangspunkt der Preisgestaltung, sondern bloß eine Anwendung des Grundgesetzes vom Zusammenwirken der verschiedenen subjektiven Schätzungen erblickt.

Das Kostengesetz ist in diesem Sinne auch tatsächlich ein wesentlicher Bestandteil der neuen Preislehre geworden, wie dies z. B. aus dem die neue Preislehre in vollendetster Form darlegenden Grundriß Wiesers[1] hervorgeht. Besonders die amerikanischen Schriftsteller, die sich rasch der subjektiven Werttheorie anschlossen, haben die Bedeutung des Kostengesetzes stets stark betont, wie dies auch jene englischen Autoren getan haben, welche der subjektivistischen Richtung sympathisch gegenüberstehen. Aus der Reihe der Amerikaner ragt in der kritischen Behandlung der neuen Wert- und Preislehre besonders Clark hervor. Er erkennt klar, daß die Preistheorie, solange sie die Frage nicht entschieden beantworten kann, wonach sich die Menge der zu Markte gebrachten Waren richtet, nur zur Hälfte gelöst ist, besonders wenn sie sich, wie es die neue Preistheorie tut, auf den Standpunkt stellt, daß die subjektiven Wertschätzungen der Grenzpaare über den Preis entscheiden. Was Clark über diese Frage sagt, ent-

[1] Vgl. Wieser, Grundrisse der Sozialökonomik. I. Abteilung. Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft. Tübingen, Mohr, 1914. Insbesondere die §§ 38 und 39.

hält zwar dem Wesen nach wenig Neues, doch sind seine diesbezüglichen Ausführungen deshalb von großer Bedeutung, weil sie die Wichtigkeit der Beantwortung jener Frage ins richtige Licht stellen, welche Rolle der Elastizität des Angebotes bei der Preisbildung zukommt. Sein Verdienst ist es, hervorgehoben zu haben, daß auch unter der Voraussetzung der subjektiven Grundlage der Preisbildung den Quantitätsverhältnissen der Güter eine entscheidende Rolle von relativer Selbständigkeit zukommt, und daß eigentlich der Quantitätsfaktor unter die wichtigsten dynamischen Kräfte des Marktes zu rechnen ist, da derselbe sich zwar stets unter Einwirkung der Nachfrage, aber doch sich eine gewisse Selbständigkeit bewahrend bewegt. Seine Einwirkung hängt jedoch mit der Aufteilung der Produktivgüter auf die einzelnen Produktionszweige innig zusammen, welche wiederum unter Einwirkung der freien Konkurrenz die Quantität der erzeugten Güter — wenn die Produktivgüter in entsprechendem Maße zur Verfügung stehen — bis zu jenem Grade zu vermehren sucht, wo ihr Preis ihrem Kostensatze nahe kommt. Während die Begründer der Grenznutzenlehre den Quantitätsfaktor zugunsten der subjektiven Beweggründe des Marktes mehr oder weniger vernachlässigt haben, hat also Clark — und die meisten amerikanischen Schriftsteller folgen ihm auf diesem Wege — seine Wichtigkeit voll gewürdigt, und zwar in einer Weise, welche die Veränderungen der Mengenverhältnisse am Markte mit den subjektiven Preisfaktoren im vollsten Einklang erklärt.

15. Die Stellung des Angebots in der neuen Preislehre.

Es geht schon aus diesen Erörterungen hervor, daß die grundlegende Abweichung zwischen alter und neuer Preistheorie nicht so sehr in der Beurteilung des Wesens der Nachfrage, als vielmehr in der Beurteilung jener Rolle liegt, welche dem Angebot bei der Preisbildung zukommt. Die klassische Lehre war der Anschauung, das Angebot richte sich nach technisch-objektiven Tatsachen, d. h. nach den technisch gegebenen Produktionsmöglichkeiten, während Böhm-Bawerk mit nicht geringerem Stolze feststellt, daß in der Preisbildung sich kein Moment befinde, welches nicht auf subjektiver Grundlage seine Erklärung finden könnte. Und tatsächlich, die neue Preistheorie erklärt auch das Angebot auf vollständig subjektiver Basis. Sie lehrt

nämlich, daß der dem Gute durch den Grenzkäufer zugeschriebene Grenznutzen nicht nur über die Bedeutung entscheidet, welche der Käufer dem Gute beimißt und folglich über das Äquivalent, welches derselbe zu geben bereit ist, sondern auch über die Tatsache, welche Kosten der Verkäufer in bezug auf die Herstellung des Gutes sich erlauben kann, also auch, welchen Umfang das Angebot annimmt. Während also für die klassische Theorie der Schwerpunkt der Preisbildung im Angebot liegt, sucht die neue Theorie denselben in der Nachfrage. Anstatt zwei Preisfaktoren anzuerkennen, schien hiernach die neue Preislehre sich eigentlich nur auf einen zu stützen, und zwar auf jenen der Wertschätzung des Käufers.

16. Einwendungen gegen die neue Preistheorie.

Dies ist auch tatsächlich der Hebel, wo die Kritik der Gegner der Grenznutzenlehre, aber auch die Kritik mancher sonst der neuen Preislehre sympathisch gegenüberstehender Autoren einsetzt. Sie werfen der neuen Preislehre vor — insbesondere wird dies von Macvane, Cornéliſſen und Scharling betont[1] —, daß sie eigentlich nur einen einzigen Preisfaktor anerkenne, nämlich die Schätzung des Grenzkäufers, denn jene des Verkäufers ist in der arbeitsteiligen Wirtschaft auf subjektiver Basis gedacht, unselbständig. Der Produzent erzeugt in der modernen Wirtschaft die Güter direkt für den Tausch, und zwar in einer Menge, daß der Grenznutzen derselben für ihn gleich Null ist. Hier zeigt es sich aber, daß die Unterscheidung zwischen den einzelnen Abarten des subjektiven Wertes von größter Bedeutung ist. Wenn wir nämlich an den subjektiven Gebrauchswert denken, so ist der erwähnte Einwand richtig, denn dem Möbelfabrikanten z. B. steht eine solche Menge von Möbeln zur Verfügung, daß sie für ihn keinen Gebrauchswert mehr haben, weil er mit ihnen bereits versorgt ist. Tatsächlich wird aber in der Regel nicht dieser, sondern der subjektive Tauschwert der erzeugten Güter von Produzenten im Auge behalten, da er ja die Güter direkt für den Markt, also für den Tausch erzeugt. Deshalb liegt auch für ihn die Bedeutung derselben in der Austauschmöglichkeit. Die Verselbständigung

[1] Vgl. den Aufsatz von Macvane im VII. Bd. des Quarterly Journal of Economics, sowie jenen von Scharling im XXVII. Bd. III. Folge der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, sowie das interessante Buch von Cornéliſſen, Théorie de la valeur. Paris 1903.

seiner Wertschätzung fußt aber noch auf einem anderen Umstande. In der arbeitsteiligen Wirtschaft muß der Produzent die Geldkosten der Erzeugung vorschießen, und hierdurch entsteht für ihn eine Preisgrenze, unter welche er auf die Dauer nicht hinuntergehen darf. Allerdings ist hierdurch die Möglichkeit nicht beseitigt, daß sich der Preis trotzdem niedriger stellen kann, es wird aber hierdurch jedenfalls eine Beharrungstendenz des Verkäufers hervorgerufen, nicht unter diese Preisgrenze hinunterzugehen. Natürlich enthält diese Auslegung der Rolle der Produktionskosten keine Rückkehr zum Gesetze der Produktionskosten in ihrer klassischen Fassung, denn die Kosten werden hier bloß als Element der Schätzung einer Marktpartei in die Erklärung der Preisbildung einbezogen. Es wird eben bloß so viel zugegeben, daß die sich auf die gemachten Geldaufwände der Produzenten stützende Preisgrenze auf dem Markte selbständig ins Gewicht fällt und im Wege der Beeinflussung der Produktion und hiermit des Quantitätsfaktors einen Einfluß auf den Preis ausübt, obzwar derselbe sich in längeren Zeiträumen schließlich doch jener Bedeutung anpassen muß, welche die Grenzkäufer dem fraglichen Gute auf Grund ihrer Zahlungskraft zuschreiben. Das schließliche Durchdringen der Schätzung der Grenzkäufer auf dem Markte ist das Resultat der von der Nachfrage ausgehenden ständigen Beeinflussung der Produktionsmöglichkeiten, welche sich innerhalb der durch die Produktionskräfte der Volkswirtschaft gezogenen Grenzen im Endresultat dem Verbraucherstandpunkte, als dem Ausgangs- und Endpunkt der Wirtschaft, anpassen müssen.

Es wurde, und zwar ebenfalls von Scharling, der neuen Preislehre vorgeworfen, keinen objektiven, also keinen der Gleichmäßigkeit der wirtschaftlichen Lage großer Gruppen auf dem Markte rechnungtragenden Preisfaktor zu kennen. Mit wenig Berechtigung. Erstens ist der zwar in letzter Reihe auch subjektiv beeinflußte Quantitätsfaktor seinem Wesen nach doch ein objektiver Faktor des Preises. Zweitens müssen doch auch die Wertschätzungen der Marktparteien in ihrem Ganzen als ein objektiv gesellschaftlich gegebener Faktor betrachtet werden. Ja diese üben sogar eine starke Rückwirkung auf die Subjektivität der Marktschätzungen ein, da das Streben, mit größtmöglichem Gewinne zu tauschen, die tauschfähigeren Parteien dazu bewegt, ihre Anbote auf dem Markte nicht von Anfang an ihrer subjektiven Lage gemäß zu stellen, sondern womöglich den Tausch innerhalb

der von den am wenigsten tauschfähigen Parteien gezogenen Grenzen zu vollziehen. Ihre eigentliche, ihrer individuellen Wirtschaft rechnungtragende subjektive Wertschätzung wird hierdurch in einen latenten Zustand versetzt und tritt nur dann am Markte hervor, wenn sie die Marktlage hierzu zwingt, und kommt eigentlich ganz nur bei den Grenzpaaren zum Durchbruch.

17. Die Bedeutung der neuen Preislehre.

So zeigt sich denn die Preisbildung als das Resultat einer engen Verkettung von subjektiven und objektiven Faktoren. Die klassische Theorie hat sich der Gruppe der objektiven Preisfaktoren zugewendet, die neue Preislehre hingegen hat in erster Reihe den subjektiven Preisfaktoren Beachtung geschenkt. Sie hat gleichzeitig den Nachweis geführt, daß die objektiven Preisfaktoren ebenfalls durch Vermittlung der Subjektivität der Wirtschaftsführung in Wirkung treten, was aber keinesfalls dazu berechtigt, ihre Objektivation auf dem Markte zu leugnen. Was der neuen Preistheorie zum Vorwurf gemacht werden kann, ist keinesfalls die Nichtbeachtung der objektiven Elemente der Preisbildung, sondern bloß die übermäßige Hervorkehrung der subjektiven Momente in der Preisbildung. Tatsächlich beruht ihr wichtigstes Preisgesetz, das Gesetz der Grenzpaare, auf der Betonung des subjektiven Ursprunges der Preisbildung. Dieser Umstand wurde von den Klassikern nicht berücksichtigt. Die zweite Grundlage für das Gesetz der Grenzpaare ist jene Erkenntnis, daß trotz Verschiedenheit der auf dem Markte auftretenden Wertschätzungen sich unter Zusammenwirkung dieser Schätzungen ein einheitlicher Preis herausbildet, daß also der Tausch der auf dem Markte erscheinenden Parteien sich nicht unabhängig voneinander vollzieht wie beim isolierten Tausche, sondern daß eine gegenseitige Einwirkung der Marktparteien vor sich geht. Diese Tatsache, welche wir die Einheitlichkeit des Marktes nennen können, wurde schon von den Klassikern erkannt, jedoch in anderer Weise gedeutet, indem sie von den objektiv-technischen Voraussetzungen des Marktes ausgehend auf dieses Resultat gekommen sind. Ebenso wurde das Wesen des Preiskampfes auch schon von den Klassikern erkannt, nur wurde der Preiskampf in Anlehnung an ihre objektivistische Auffassung auch in objektivistischer Weise aufgefaßt und als Resultat der Konkurrenz auf dem Gebiete der Produktionsmöglichkeiten hin-

gestellt, während die neue Preislehre diesen Kampf als Ausfluß jenes grundlegenden Tauschgesetzes auffaßt, wonach jedes Subjekt lieber mit einem geringeren Gewinne tauscht, als am Markte leer ausgeht, so daß sie auch den Preiskampf auf subjektiver Basis erklärt. Wenn dieses Vorgehen auch zu einer verfehlten Einseitigkeit führen kann, indem man so leicht die Tatsache aus den Augen verliert, daß die Wertschätzung eine Widerspiegelung objektiver Verhältnisse im Urteile der handelnden und sich am Markte treffenden Subjekte ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Entwicklung der Preislehre eben der Beachtung der subjektiven Momente der Preisbildung sehr viel zu verdanken hat. Die Preislehre wurde durch sie in einer Weise vertieft, welche es ermöglichte, den schon von den Klassikern erkannten Sätzen einen tieferen Sinn zu unterlegen und noch weiter in das Gebiet der Preisbildung einzudringen. So wird die Elastizität der Preisfaktoren, welche im Feilschen am Markte zum Ausdruck kommt, erst durch das Gesetz der Preisgrenzen erklärt. Ebenso hat die neue Preislehre ein großes Verdienst darin, dargelegt zu haben, daß die Kenntnis der Marktlage einen tiefgehenden Einfluß auf die Preisbildung ausübt. Der Zusammenhang der Preise mit der Energie und Sorgfalt, welche die einzelnen Subjekte bzw. auch Klassen dem Tauschvorgange zuwenden, wurde ebenfalls erst durch sie erkannt, indem sie darauf aufmerksam machte, daß die Ausnützung der Preisgrenzen stark von der Wirtschaftsenergie, der Sachkenntnis und der für den Tausch verwendeten Zeit abhängt. Wer, von den Bedürfnissen gedrängt, im letzten Augenblicke seine Einkäufe besorgt, wer von der Hand in den Mund lebt, wird dies leicht damit büßen, daß er unvorteilhafter tauscht als andere. Sodann verdanken wir ihr auch die Erklärung der Art und Weise, in welcher die früheren Preise auf die späteren einwirken, wodurch gleichzeitig das Beharrungsvermögen der bestehenden Preise seine entsprechende Erklärung findet. Die Art und Weise, in welcher die Marktparteien miteinander in Berührung treten, der sich auf dem Markte abspielende Ausschließungsprozeß der Tauschenden, wurde überhaupt erst durch die neue Preislehre entsprechend aufgeklärt.

Wenn also die klassische Preistheorie die objektiv-technischen Tatsachen der Preisbildung entsprechend erfaßt hat, so wurde durch die neue Preislehre eine Erklärung der subjektiven Marktvorgänge dieser Erkenntnis beigefügt und hierdurch die Preis-

lehre tatsächlich erheblich vervollständigt. Es ist auch hier, wie in der Wertlehre, eine organische Weiterbildung durch Einbeziehen wichtiger neuer Gesichtspunkte zu verzeichnen, und es ist keineswegs zu billigen, wenn von dieser oder jener Seite ein Gegensatz zwischen der Preistheorie der Klassiker und jener der Grenznutzenlehre konstruiert wird. Die neuen Gesichtspunkte vertiefen die Preislehre und können auch mit den Resultaten der klassischen Schule in Einklang gebracht werden, wenn man nur am eigentlichen Sinne und nicht an den Worten derselben festhalten und zugeben will, daß gewisse Modifikationen alter Sätze im Fortschritte der Wissenschaft nie vermieden werden können. Es ist eben ein Fehler, daraus, daß neue Gesichtspunkte eines Problems gefunden werden, und sich manches dadurch in etwas verändertem Lichte zeigt, gleich eine Verwerfung alles dessen zu folgern, was früher als richtig erkannt wurde.

III. Das Problem der Einkommenverteilung.

A. Die Synthese des Verteilungsvorganges.

18. Der Kern des Problems.

In unseren bisherigen Ausführungen haben wir zwei Phänomene untersucht, welche die Wissenschaft im Laufe ihrer Entwicklung als die Grundphänomene des volkswirtschaftlichen Lebens erkannt hat. Das erste derselben, das Wertphänomen birgt den ursprünglichen Faktor, das primus agens des ganzen wirtschaftlichen Lebens in sich, während das zweite, das Preisphänomen, schon der Verknüpfung der einzelnen Wirtschaften untereinander entspringt. Noch ehe das oben geschilderte tiefere Eindringen in die Probleme der Wert- und Preisbildung vor sich gegangen ist, ist das Auge der Forscher auf einer anderen engen Verknüpfung der Individualwirtschaften hängen geblieben. Es ist dies der Vorgang, welcher unter dem Namen der Einkommenverteilung behandelt wird. Ja, dieses Phänomen fesselte das Auge der Wirtschaftsforscher von jeher in besonderem Maße, nicht nur deshalb, weil dieser Vorgang seinem ganzen Wesen nach der eigenste Ausfluß des gesellschaftlichen Gefüges des Wirtschaftslebens ist, sondern auch deshalb, weil sich die sozialen Gegensätze in erster Reihe um dieses Problem scharen.

Das Problem der Einkommenverteilung mußte sich in seiner ganzen Bedeutung aufrollen, sobald das soziale Wesen der Wirtschaft erkannt wurde. Dem Merkantilismus war es noch fremd, weil es diesem nicht eigentlich um die Erforschung der Gesetze des Wirtschaftslebens, sondern bloß um die Feststellung jener Mittel zu tun war, welche den Völkern zum Reichtum verhelfen. Hierbei war er noch — es ist dies eine Begleiterscheinung jener Zeit, in welcher die engere Verknüpfung der modernen Völker durch den internationalen Handel und die Ausbreitung der Geldwirtschaft ihren Anfang nahm — zu sehr im Banne der Bedeutung des internationalen Austausches und des Weltverkehrs befangen, um den außerhalb dieser Phänomene liegenden Problemen entsprechende Beachtung schenken zu können. Sobald aber einmal diese Verengung des Horizontes durch später zu besprechende Beobachtungen und eine weitere Fassung der Aufgabe des wissenschaftlichen Forschens überwunden war und die wirtschaftlichen Phänomene, als unmittelbare Erkenntnisobjekte sich der wissenschaftlichen Untersuchung darboten, mußte sofort erkannt werden, daß eine der wichtigsten Erscheinungen der gesellschaftlichen Verknüpftheit der Individualwirtschaften in der Bemessung jener Anteile liegt, über welche die einzelnen Gruppen der Menschen für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse verfügen können. Der Ausgangspunkt der Physiokraten mußte sie bald auf jene Fährte bringen, welche zum Problem der Einkommenverteilung führt.

Im Mittelpunkte der physiokratischen Lehre stand ja nicht mehr das Geldproblem, sondern das Problem der Güterproduktion. Die Übertreibung der Bedeutung der Geldansammlung und des Handels durch die Merkantilisten mußte eine weitgehende Würdigung der Wichtigkeit der Urproduktion durch die Physiokraten nach sich ziehen und hierdurch die Gütererzeugung selbst in den Mittelpunkt der volkswirtschaftlichen Betrachtung stellen. Der die Einheitlichkeit der Volkswirtschaft beobachtende Standpunkt, eine der wichtigsten Errungenschaften des Merkantilismus, wurde beibehalten, und zunächst nur auf die Betrachtung der Produktion übertragen. Unter diesem Gesichtspunkte zeigte sich das Ergebnis der Produktion einer jeden Volkswirtschaft als eine einheitliche Vermehrung des Güterbesitzes der Nation, wobei aber gleichzeitig erkannt werden mußte, daß nicht jede Gruppe der in die Volkswirtschaft eingegliederten

Einzelwirtschaften an der landwirtschaftlichen Produktion, welche den Physiokraten als die Quelle aller Reichtümer erschien, teilnimmt. Da aber diese im physiokratischen Sinne nicht unmittelbar produzierenden Wirtschaften ebenfalls Güter verzehren, so mußte es bald klar werden, daß dieselben jene durch den Kreislauf der Güter aus dem Jahresprodukte der Volkswirtschaft, welches die Landwirte erzeugen, erhalten müssen, und daß demnach das jährliche Ergebnis der landwirtschaftlichen Produktion, welches als das jährliche Volkseinkommen angesehen wurde, einer Verteilung unter den verschiedenen Gruppen der Einzelwirtschaften unterliegen muß.

19. Der physiokratische Grundgedanke in der Verteilungslehre und seine Durchführung im Laufe der Entwicklung.

Es ist demnach einer der Grundgedanken der Physiokratie, daß nur ein Teil der Gesellschaft jene Güter hervorbringt, welche zur Erhaltung aller an der Volkswirtschaft beteiligten Individuen dienen. Der andere Teil der Gesellschaft muß dieselben von der produzierenden Klasse erhalten. Ihr Ausgangspunkt, daß allein die Landwirtschaft die durch die Nation benötigten Güter schafft, macht es dem Physiokratismus leicht, den Prozeß der Einkommenverteilung zu überblicken. Zunächst enthielt schon ihr Ausgangspunkt die Grundlage der Beantwortung jener Frage, unter welche Klassen das Nationaleinkommen zu verteilen ist. Zunächst stand es für sie fest, daß die Landwirte vom Reinertrage der Produktion — vom produit net — welcher nach Abzug des Saatgutes und ähnlicher Produktionskosten übrig bleibt, einen Teil für sich behalten, den anderen Teil jedoch an jene Klassen abgeben müssen, welche keine Urproduktion betreiben, sondern sich mit der Veredelung und Umformung der durch die Landwirtschaft erzeugten Güter befassen. Hierdurch zerfiel für sie die Gesellschaft in die produzierende und in die sterile Klasse. Es wäre hier nicht am Platze, die Physiokraten gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß sie die nicht auf Urproduktion verwendete Arbeit als steril bezeichneten. Was sie hierdurch zum Ausdruck bringen wollten, ist keineswegs eine Herabsetzung der menschlichen Leistungen, sondern bloß eine strenge Unterscheidung der neue Materien schaffenden menschlichen Arbeit von jener, welche die so hervor-

gebrachten verarbeitet. Bei näherer Betrachtung mußte auch bald erkannt werden, daß sowohl die Klasse der Landwirte als jene der Gewerbetreibenden wieder in zwei Klassen zerfällt. Es ist dies eine Folge des Privateigentums. Eben die Produktivität der Landwirtschaft ermöglicht es dem Bodenbesitzer, aus dem Überschusse seiner Produktion Arbeiter zu mieten und, ohne selbst Landwirtschaft zu betreiben, einen Teil des Produktionsüberschusses für sich zu beanspruchen. So entsteht die sogenannte classe disponible, welche für öffentliche Dienste zur Verfügung steht. Wie besonders Turgot in eleganter Weise darlegt, ermöglicht es der Besitz, auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion ebenfalls Arbeiter zu beschäftigen, und so spaltet sich auch die Klasse der Gewerbetreibenden in zwei Teile. Die Überlassung des Produktionsüberschusses der Landwirtschaft an die übrigen Klassen erfolgt im Wege des Tausches ganz von selbst, also ohne einen gesellschaftlichen Eingriff in das Wirtschaftsleben. Und diese Seite der Verteilung erkannt zu haben, ist ein besonderes Verdienst der Physiokraten. Sie haben erkannt, daß jener Überschuß, welchen die produktiven Wirtschaften erzeugen, auch den anderen Klassen, und zwar automatisch, d. h. infolge der Arbeitsteilung zugute kommt, daß also die produzierenden Klassen diesen Überschuß zur Erwerbung von Arbeit oder Arbeitsprodukten verwenden und hierdurch mit diesem Überschusse die übrigen Klassen alimentieren.

Diese Grundanschauung über das Wesen des Verteilungsprozesses verwerten die Physiokraten für die Beantwortung jener Frage, in welcher Weise sich das Nationalprodukt unter den einzelnen Klassen verteilt. Der Grundbesitzer, welcher über den Reinertrag der Produktion verfügt, sowie auch der Kapitalist, welcher für sein Kapital Arbeit kauft, zahlen dem Arbeiter nur so viel, als für seinen Unterhalt nötig ist. Der landwirtschaftliche wie auch der gewerbliche Arbeiter erhält also bloß so viel, als zur Erhaltung seiner Arbeitsfähigkeit nötig ist, während der nach Abzug der Arbeitskosten verbleibende Rest des Überschusses dem Bodenbesitzer und dem Kapitalisten zugute kommt.

Die Klassiker hielten am Grundgedanken der Verteilungslehre der Physiokraten, nämlich an jenem Gedanken, daß nur ein Teil der Gesellschaft das produziere, was für die Gesellschaft überhaupt zur Verfügung steht, fest. Sie erweiterten bloß diesen Grundgedanken auf Grund ihrer neuen Anschauung vom Wesen

der Produktivität, indem sie, dem übrigens auch bei Turgot schon auftauchenden Gedanken folgend, die Produktivität des Kapitals ebenso stark betonten als jene der Arbeit. Hierdurch mußte sich auch der Gesichtswinkel der Betrachtung des Verteilungsvorganges verschieben. Trotzdem noch Mill, welcher die klassische Lehre in ihrer größten Vollendung darstellt, stark betont, daß ein Teil der Gesellschaft alles hervorbringt, was in der arbeitsteiligen Gesellschaft den anderen zugute kommt, so ist doch nicht mehr der Gedanke der produktiven und sterilen Klassen für die Betrachtung der Einkommensvorgänge vorherrschend, sondern die Unterscheidung von drei Einkommenszweigen, nämlich der Grundrente, des Kapitalzinses und des Arbeitslohnes. Dies ist eine Folge der weiteren Durchführung des schon von den Physiokraten gefaßten Gedankens, die Verteilung vollziehe sich im Anschluß und durch Vermittlung des Tausches. Die Entwicklung der Wert- und Preislehre durch die klassische Schule führte nämlich die Klassiker zu einer eingehenderen Beobachtung und Beschreibung der Tauschvorgänge und brachte hierdurch den Verteilungsprozeß in Zusammenhang mit der Preislehre. Die Würdigung der Rolle des Unternehmers in der Volkswirtschaft als Leiter der Produktion führte die Klassiker auf den Gedanken, die Preisbildung sei auch der eigentliche Mittelpunkt der Einkommenverteilung. Es ist nämlich der Unternehmer, der durch Anpassen der Produktion an die erzielbaren Preise darüber entscheidet, welchen Gegenwert er für die einzelnen Sach- und Personalleistungen im Anschluß an die Produktion gewähren kann. Durch ihn äußert sich sonach eigentlich die gesellschaftliche Wertschätzung der Leistungen der Produktionsfaktoren und er vollzieht diese Schätzung unter Zugrundelegung der erzielbaren Preise für die zu gewinnenden Produkte. Hierbei ist die Hauptthese der klassischen Schule wiederum ihrer Preis- und Wertlehre entlehnt, indem sie, das Resultat derselben verwertend, von dem Standpunkte ausgeht, daß der Preis bei freier Konkurrenz nichts als Kostenelemente enthalten kann. Indem die Klassiker den Preis der Produkte in seine Kostenelemente zerlegen, finden sie schon nicht nur die einzelnen Einkommenszweige, sondern auch deren Größe bestimmt, da ja der Produzent für die Mitwirkung der einzelnen Produktionsfaktoren nur so viel bezahlen kann, aber auch bezahlen muß, als sie für ihn Wert schaffen. So entstehen

und werden in ihrer Größe begrenzt: der Arbeitslohn und der Kapitalzins, während bei den nicht beliebig vermehrbaren Gütern infolge des Gesetzes der höchsten Kosten die Grundrente entsteht, welche aber, da sie kein preisbildendes Element ist, bei den an der Grenze der Produktion stehenden Produzenten, also bei jenen Landwirten fehlt, welche bei gegebenen Preisen eben noch produzieren können. So wird durch die klassische Lehre die Lösung des Verteilungsproblems zur einfachen Preisanalyse, also zu einer Auflösung des Preises in seine Wertbestandteile, welche gleichzeitig, von der anderen Seite betrachtet, die einzelnen Einkommentypen und ihre Höhe darstellen.

Wie tief der Zusammenhang der Verteilungslehre mit der Werttheorie seit der klassischen Auffassung ist, zeigt sich darin, daß die Verteilungslehre der Werttheorie in ihren Veränderungen am Fuße folgt. Bei Smith erscheinen noch Grundrente, Kapitalzins und Arbeitslohn, von einigen Äußerungen abgesehen, noch einander adäquat, während Ricardo in seiner Werttheorie eigentlich nur mehr zwei Elemente, Arbeit und Kapital, anerkennt, demnach auch die Grundrente schon bloß als Folgeerscheinung der Preisbildung darstellt. Es spricht demnach schon aus seiner Grundrententheorie ein Gegensatz zwischen gesellschaftlichem Interesse und dem tatsächlich vor sich gehenden Verteilungsprozesse, welchen er aber mit philosophischer Ruhe einfach registriert.

Dieser Gegensatz wird von Sismondi hauptsächlich auf Grund ethischer Momente stark hervorgehoben und später besonders durch die deutsche Literatur mit wachsamer Aufmerksamkeit verfolgt. Schon Hoffmann erklärt klar, daß er mit der Institution des Privateigentums eng verbunden ist, und Rodbertus, Marx und Engels verhelfen dem Crescendo dieser Stimme zu mächtigstem Fortissimo. Ihre Verteilungslehre steht auf derselben Grundlage wie jene der Klassiker, ja sogar wie die Verteilungslehre der Physiokraten. Es ist bloß der Grundgedanke, daß eine Klasse die übrigen ernährt, durch ihre Wertlehre mit einem anderen Inhalt versehen. Es ist nicht mehr die Klasse der Landwirte, auch nicht mehr jene der Arbeiter und Kapitalisten, sondern ausschließlich die Arbeiterklasse, welche die Gesellschaft erhält. Die Ausbeutungstheorie ist nur eine Folge dieser Auffassung. Wenn nur die Arbeiter Wert schaffen,

die anderen Klassen hingegen an der Aufzehrung der so geschaffenen Güter ebenfalls teilnehmen, und zwar, wie die klassische Lehre gezeigt hat, in einem steigenden Maße, während die Arbeiter stets auf dem Existenzminimum bleiben, so kann dies nur eine Ausbeutung, eine Folge der unrichtigen Verteilung und der Bildung von Mehrwert sein.

Es ist interessant zu verfolgen, wie der von den Physiokraten mit wohlwollendem Optimismus erfaßte Gedanke, eine Klasse ernähre die übrigen, bei den Sozialisten in einen Gedanken des Hasses verwandelt wird. Schon Ricardo bietet hierzu ein Präludium durch die Behandlung der Grundrente. Bei den Sozialisten wird aber diese Erbitterung zum Grundton des Konzertes der Verteilung. Es ist dies auch begreiflich, da nach ihrer Auffassung das Moment der Produktivität mit jenem der menschlichen Anstrengung zusammenfällt und sonach die nicht produzierenden Klassen, nicht, wie bei den Physiokraten, ebenfalls Dienste, wenn auch solche anderer Art der Gesellschaft leisten, sondern den Überschuß der Produktion ohne jeden Gegenwert erhalten.

Durch die Behandlungsweise der Sozialisten wird die anfangs rein konstatierende Behandlung des Verteilungsvorganges in die Diskussion von Recht und Unrecht hineingerissen. Der eine Teil der Autoren will den sozialistischen Standpunkt, wonach alles, was nicht Arbeitseinkommen ist, unberechtigt ist, rechtfertigen, während ein anderer Teil, die von den Sozialisten als Gruppe der „bürgerlichen" Nationalökonomen bezeichneten Autoren, beweisen wollen, daß Zins und Grundrente dem Wesen der Volkswirtschaft entsprechen und ebenfalls Gegenleistungen seitens der Kapitalisten und Bodenbesitzer zur Grundlage haben.

20. Die Grenzproduktivität als Grundprinzip der Einkommenverteilung.

In der dem Sozialismus fernstehenden Nationalökonomie tritt der Gedanke, daß ein Teil der Gesellschaft das Nationaleinkommen schaffe, welches die ganze Nation, also auch die an der materiellen Produktion nicht beteiligten Klassen, verzehren, infolge Erweiterung des Produktivitätsbegriffes und stets stärkerer Betonung des unmittelbaren Zusammenhanges zwischen Produktion und Verteilung mehr und mehr in den Hintergrund und er wird als selbstverständlich beiseite geschoben, um einem

neueren Gesichtspunkte zu weichen, welcher dann in fortschreitendem Maße Herrschaft über die Geister erlangt. Es ist dies der Gedanke der Grenzproduktivität. Er taucht zuerst bei einem deutschen Autor, bei Thünen, in entschiedener Form auf, als Frucht einerseits der Ansicht, die Produktivität der einzelnen Produktionsfaktoren könne nicht ohne unmittelbaren Einfluß auf den ihnen am Nationalprodukte zufallenden Anteil sein, andererseits aber als eine Anwendung der schon von Ricardo verwendeten Konstruktion der Grenze der Produktion, wie sie in seiner Erklärung der Grundrente Anwendung findet. Nach Ricardo entscheiden die Produktionskosten des letzten Produzenten über den Preis der Bodenprodukte, d. h. die Kosten jenes Produzenten, dessen Produkt auf Grund der bestehenden Nachfrage in der Volkswirtschaft noch eben benötigt wird. Dieser Produzent, dessen Kosten bei gegebener Nachfrage über den Preis entscheiden, steht an der Grenze der Produktion, da solche Landwirte, welche nur bei noch höheren Kosten, also nur bei einem noch höheren Getreidepreise produzieren könnten, nicht mehr produzieren können, weil bei gegebener Nachfrage so hohe Preise nicht mehr bewilligt werden. In seiner Untersuchung über das Gesetz des natürlichen Lohnes kam nun Thünen, den Gedanken der Grenze der Produktion verwertend, zu dem Schlusse, daß sowohl das Entgelt der Arbeit als auch jenes des Kapitals, also Arbeitslohn wie Kapitalzins durch das Ergebnis der noch eben wirtschaftlich verwendbaren Arbeitsmenge bestimmt werden. Voraussetzung hierfür ist einerseits der abnehmende Bodenertrag, wie ihn schon Ricardo erklärt hat, und andererseits die Konkurrenz der Arbeiter bzw. der Kapitalisten untereinander, wozu sich noch eine dritte Voraussetzung gesellt, nämlich jene, daß es den Arbeitern wie den Kapitalisten freisteht, ihre Arbeitskraft bzw. ihr Kapital im eigenen Betriebe zu verwenden, oder aber gegen Entgelt anderen zur Verfügung zu stellen. Wenn unter solchen Voraussetzungen der letzte Arbeiter im eigenen Betriebe mehr erzielte als den durch Verdingung erreichbaren Lohn, also mehr als den Lohn, welchen der an der Produktionsgrenze stehende Landwirt ihm zahlen würde, so würde er sich nicht verdingen, meint Thünen, und ebenso meint er, würde der Kapitalist sein Kapital in seiner eigenen Wirtschaft verwenden, wenn der letzte, noch zur Verfügung stehende Kapitalteil mehr erzielte als bei Ausleihung des-

selben. Andererseits aber kann nach Thünens Ansicht kein Arbeiter und kein Kapitalist einen größeren Anteil der Produkte erhalten als den oben bezeichneten, da ein Arbeiter an die Stelle des anderen und ein Kapitalteil ebenfalls an die Stelle des anderen gesetzt werden kann, und somit die Entlohnung der einzelnen Arbeiter bzw. Kapitalisten nicht eine verschiedene sein kann. Thünen war sich vollkommen bewußt, daß er durch seine Theorie keine durchgreifende Erklärung der bestehenden Einkommenverteilung gegeben hat. Sie ist ja das Ergebnis einer Abstraktion, nämlich der Konstruktion des isolierten Staates, d. h. einer Volkswirtschaft, welche von anderen vollständig abgesperrt und als unter besonderen, für die moderne Volkswirtschaft nicht ganz zutreffenden Voraussetzungen funktionierend vorausgesetzt wird. Er wollte durch seine Untersuchungen den natürlichen Lohn und den natürlichen Zins, also jene Tendenz erfassen, welche die Entwicklung von Arbeitslohn und Kapitalzins beherrscht. Seine originellen, und man dürfte beinahe sagen, zu seiner Zeit und in jener Entwicklungsphase der Theorie noch verfrühten Ausführungen wurden zwar nicht nach Gebühr gewürdigt, aber der Gedankengang, welcher seiner Theorie zugrunde liegt, mußte sich später in wachsendem Maße Bahn brechen, da ja in demselben Gedanken enthalten sind, welche später in der Theorie zu einer großen Rolle berufen waren, so der Grenzgedanke und der Gedanke der gegenseitigen Vertretbarkeit der einzelnen Arbeits- und Kapitalmengen.

Die neue amerikanische Literatur war es hauptsächlich, welche unabhängig von Thünen bei der Behandlung des Verteilungsproblems in dem Gedankengange dieses Autors sehr verwandte Bahnen einlenkte. Während aber Thünen hauptsächlich der Gedanke fesselte, der Arbeiter müsse der Zunahme der Produktivität der Arbeit teilhaftig werden, rang sich bei den Amerikanern der Gedanke durch, es müsse überhaupt der engste Zusammenhang zwischen der Gestaltung der Produktivität und des Anteils der einzelnen bei der Produktion mitwirkenden Faktoren, also der einzelnen Einkommenszweige bestehen, aber in einer durch die Produktionsgrenze gegebenen Bedingtheit. Diese Theorie der Verteilung, welche auch nichtamerikanische Autoren, unter anderen der Schwede Wicksell und der Engländer Wicksteed und auch die in unseren Tagen hervorragendste britische Autorität, A. Marshall, selbständig vertreten, geht von zwei

Voraussetzungen aus. Die eine ist die Verallgemeinerung des klassischen Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrag auf Grund der Auffassung, jede zu der bereits verwendeten hinzutretende Arbeits- oder Kapitalmenge müsse unter der Voraussetzung, daß sich sonst nichts ändere, einen geringeren Ertrag liefern als die vorhergegangene, da ja stets sowohl von der Arbeit als vom Kapital die lohnenderen Verwendungen zuerst aufgesucht werden und bei hinzutretenden neueren Mengen immer weniger lohnende Verwendungen an die Reihe kommen. Andererseits beruht die Theorie der Grenzproduktivität auf der Anwendung des altbewährten Prinzips der freien Konkurrenz, welche mit der Annahme kombiniert wird, daß sich die einzelnen Arbeiter bzw. Kapitalteile — hierbei kommt die eigene Auffassung des Kapitalbegriffes in der amerikanischen Literatur den einschlägigen Untersuchungen zu Hilfe — untereinander vertretbar sind. Wenn nun gefragt wird, welches Produktionsergebnis durch den letzten verwendeten Arbeiter bzw. vom an letzter Stelle angewendeten Kapitalteile hervorgebracht wird, so erscheint dieses nicht nur als eine unter gegebenen Verhältnissen bestimmte Größe, sondern auch als jener Anteil, welcher dem Arbeiter bzw. dem Kapitalisten tatsächlich zufallen muß, weil im entgegengesetzten Falle die besagte Arbeits- oder Kapitalmenge nicht zur Verfügung stehen würde. Daß alle Arbeiter bzw. alle Teile des Kapitals nur den Ertrag der Grenzproduktivität erhalten müssen, scheint dann für diese Auffassung überhaupt nicht mehr fraglich zu sein, da ja der Grenzarbeiter bzw. die Grenzkapitaleinheit, also die als letzte anwendbaren Arbeits- und Kapitalmengen nicht individualisiert, sondern infolge der Vertretbarkeit der Arbeits- und Kapitalmengen sozusagen unpersönlich betrachtet werden müßten. Es muß sonach jeder Arbeiter bzw. jeder Kapitalteil als an der Produktionsgrenze stehend betrachtet werden. Sowohl durch den Begriff der Grenzproduktivität als auch durch die maßgebende Rolle des Grenzarbeiters bzw. des Grenzkapitalisten kommt die gesellschaftliche Verknüpfung des ganzen Verteilungsprozesses stark zum Ausdruck und die Lehre von der Grenzproduktivität erhält durch diese Fassung, welche sie in erster Reihe von Clark, dann von Seligman, Seager und anderen erhalten hat, den Charakter, die Grenzproduktivität bringe sozusagen die gesellschaftliche Bewertung der Leistung der einzelnen Produktionsfaktoren zum

Ausdruck und reguliere hierdurch den Verteilungsvorgang. Um die Worte Clarks zu gebrauchen: „Wenn jedermann das erhält, was der Unternehmer durch Abwesenheit seiner Leistung verlieren würde, so erhält jeder Produktionsfaktor, was er tatsächlich wert ist."

Die dargestellte Verteilungslehre berührt sich in vielen Punkten mit den Grundgedanken der neuen Werttheorie, und wenn auch ihre einzelnen Thesen nicht unmittelbar aus letzterer abgeleitet werden, so ist die nahe Verwandtschaft doch in die Augen stechend. So sind zum Beispiel der Grenzgedanke, die Vertretbarkeit der einzelnen zusätzlichen Mengen, sodann das Gesetz vom abnehmenden Nutzen der neu hinzutretenden Mengen, also die Verallgemeinerung des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage mit den Ausgangspunkten der subjektiven Werttheorie eng verwandt, worin ja auch nichts Wunderliches liegt, da ja die amerikanischen Schriftsteller dieser Werttheorie mehr oder weniger sympathisch gegenüberstehen. Von den Grenzwerttheoretikern wird das Verteilungsproblem trotz der nahen Verwandtschaft der amerikanischen Gedankengänge mit jenen der Grenznutzentheorie, doch nicht am selben Punkte erfaßt wie von den jetzt besprochenen Autoren. Für die Grenznutzentheorie ist das Verteilungsproblem, wie dies besonders in den älteren Arbeiten Wiesers hervortritt[1], in erster Reihe ein unmittelbares Wertproblem, welches sich direkt an das Problem der Bewertung der Produktionsgüter anschließt. So kommt diese Lehre zu ihrer Verteilungstheorie, der Zurechnungslehre. Sie ist eigentlich in den Grundsätzen Mengers enthalten, denn ihr Ausgangspunkt ist die Behauptung, der Wert der Produktivgüter richte sich nach jenem der aus ihnen erzeugbaren Güter. Der Angelpunkt sowohl für die Bewertung der Produktivgüter als auch für die Bestimmung der einzelnen Einkommenszweige liegt nach Wieser darin, daß die Produktivgüter, wie schon Menger hervorhob, stets eine komplementäre, also miteinander verbundene Verwendung finden, wodurch die Leistung der einzelnen Produktivgüter bzw. Produktionsfaktoren miteinander verbunden wird und sich die Notwendigkeit ergibt, auf Grund des Produktes den Anteil der einzelnen Produktionsgüter bzw. Produktionsfaktoren durch Aufteilung des Gesamtergebnisses der Produktion auf dieselben zu bestimmen. Dies wäre unmöglich,

[1] Vgl. hauptsächlich seine Arbeit: „Der natürliche Wert." Wien, 1889.

wenn die einzelnen Produktionsgüter nur je in einer gegebenen Verbindung mit den anderen in Anwendung kämen; tatsächlich aber finden die einzelnen Produktionsgüter in den verschiedensten Kombinationen bei der Produktion Verwendung, und die Vergleichung der verschiedenen Ergebnisse der mannigfaltigen Kombinationen macht es möglich, jenen Anteil im Erfahrungswege festzustellen, welcher den einzelnen Produktionsfaktoren vom Gesamtertrage zuzuschreiben ist. Ein Beispiel. Die Erzeugung von Roheisen erfordert Eisenerz, Kohle und menschliche Arbeit. Da aber diese Produktionsgüter auch in anderen Kombinationen zur Produktion verwendet werden, so ist durch Vergleichung der Resultate, welche dieselben in anderen Verwendungszweigen erzielen, jene Rolle auf empirischem Wege herauszufinden, welche Eisenerze, Kohle und menschliche Arbeitskraft überhaupt in der Produktion auf Grund ihrer Erträge und ihrer beschränkten Menge spielen.

Die Lösung des Problems der Bewertung der einzelnen Produktionsfaktoren besteht demnach in der Bestimmung jenes Anteils, welchen dieselben am Produktionsertrage haben, also in der Zurechnung des produktiven Beitrages an die einzelnen Produktionsfaktoren. Hierdurch ist aber gleichzeitig auch das Verteilungsproblem gelöst, da jeder Produktionsfaktor bei freier Konkurrenz auch tatsächlich den von ihm hervorgebrachten Ertrag erhalten muß, weil sonst die Verwendung der Produktionsgüter nicht in wirtschaftlicher Weise vor sich gehen würde. Eben dieser Umstand, die Notwendigkeit einer richtigen Einschätzung der Produktionsgüter, müsse, meinen die Anhänger der Grenznutzentheorie, auch bei kollektiver Wirtschaft, also auch im sozialistischen Staate dazu führen, außer der Arbeit auch dem Kapitale und auch dem Grund und Boden einen Teil des Ertrages zuzurechnen, weshalb auch in diesem Zustande Zins und Grundrente nicht ausbleiben würden. Wie aber bei den Konsumtionsgütern, so unterliegt die Bewertung hier auch dem Gesetze vom Grenznutzen, so daß nicht der tatsächlich hervorgebrachte Ertrag, sondern bloß der Grenzbeitrag den Wert der Produktivgüter bestimmt. So ist das Ergebnis der Wieserschen Analyse, bei welcher sich übrigens dieser auch auf Thünen beruft, jenem ganz ähnlich, zu welchem die Amerikaner gelangten, nur ist der Ausgangspunkt ein anderer. Aus einer weiteren Perspektive aber können wir unter Außerachtlassung des Weges,

auf welchem die Resultate gewonnen werden, die Lehre von der Grenzproduktivität und die Zurechnungstheorie als nächste Verwandte, ja sogar als eine einheitliche Theorie betrachten, welche heute die Mehrzahl der Sozialökonomen beherrscht. Trotzdem dürfen wir unsere Ausführungen über die Verteilungstheorie mit derselben nicht abschließen, da äußerst interessante und auf die zukünftige Entwicklung voraussichtlich großen Einfluß ausübende Ansätze vorhanden sind, die Verteilungslehre in einer anderen Richtung weiterzubilden.

21. Das Residualprinzip als ergänzendes Prinzip der Verteilungslehre.

Mit dem Gedanken der Grenzproduktivität, aber auch mit dem einfachen Produktivitätsprinzipe verbunden, begegnen wir noch einem anderen Erklärungsprinzipe in der Verteilungslehre. Dasselbe läuft darauf hinaus, die Gesetze zu ergründen, welchen einzelne Einkommenszweige gehorchen, um dann einen Einkommenszweig, der durch seine Rolle hierzu berufen erscheint, als Anwärter jenes Überschusses zu betrachten, welcher aus dem Gesamtprodukte nach Abzug der Anteile der unter selbständigen Bestimmungsgründen stehenden Einkommenszweige übrigbleibt. Man hat den auf diesem Wege gewonnenen Theorien den Namen der Residualtheorien beigelegt. Der Grundgedanke dieser Theorien besteht also darin, daß es zwei Arten von Einkommen gibt. Eine Kategorie der Einkommenszweige, welche selbständig in Wirkung tretenden Gesetzen unterworfen sind, und eine zweite Kategorie der Einkommen, für welche sich keine selbständige Gesetzmäßigkeit ableiten läßt, deren Natur also dadurch gekennzeichnet ist, daß sie den von den anderen Einkommenszweigen nicht beanspruchten Teil des Produktionsergebnisses für sich in Anspruch nehmen können. Natürlich ist in dieser Auffassung schon eine petitio principii enthalten, da das ganze Residualprinzip sofort versagen muß, sobald es nicht nur einen einzigen Einkommenszweig gibt, welcher der Bestimmung durch selbständige Bestimmungsgründe unzugänglich ist, denn in diesem Falle würden schon zwei Einkommenszweige gemeinsam den verbleibenden Rest des Produktionsergebnisses für sich beanspruchen, ohne daß die Höhe des einen oder des anderen bestimmt werden könnte.

Schon die Verteilungslehre der Physiokraten kann bis zu

einem gewissen Grade im Sinne des Residualprinzips gedeutet werden, obzwar wir den im § 19 hervorgehobenen Gesichtspunkt charakteristischer für diese Lehre finden. Zweifellos kann sie aber auch in jenem Sinne aufgefaßt werden, wie dies auch tatsächlich Holländer[1] getan hat, daß sie die Grundrente als Anwärter für den Überschuß des gesellschaftlichen Produktionsergebnisses betrachtet. Auch in der klassischen Verteilungslehre ist der Residualgedanke vorzufinden, denn wie wir sehen werden, hat sie ein selbständiges Erklärungsprinzip für die Grundrente und besitzt auch ein solches für den Arbeitslohn, während sie für den Kapitalgewinn kein solches selbständiges Erklärungsprinzip nachzuweisen imstande ist. An die Stelle des Grundherrn, der im Sinne der physiokratischen Lehre als Anwärter für den Überschuß des Ertrages über die Kosten erschien, tritt hier der mit dem Kapitalisten mehr oder weniger verschmolzen betrachtete Unternehmer. Auch die Ausbeutungstheorie hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem Residualprinzipe, und zwar, wenn es auch paradox erscheinen mag, unter gewissen Berührungspunkten mit jener Auslegung des Verteilungsprozesses, welche wir in der klassischen Lehre vorfinden, denn die Ausbeutungstheorie ist der Meinung, daß der Profit alles verschlingt, was über die Kosten übrigbleibt. Merkwürdigerweise ist auch der Gedanke aufgetaucht, — und zwar war es kein Geringerer, der die Verteilungslehre in diesem Sinne auffaßte, als der hervorragendste ältere Vertreter der Theorie in Amerika, Francis Walker, — den hierzu gewiß am wenigsten geeigneten Einkommenszweig, den Arbeitslohn, als ein Residuum darzustellen. Wir werden uns später mit diesem interessanten Versuche, welchem Jevons, Longfield, Sidgwick nahestehen, befassen müssen. Clark hinwiederum will den Unternehmergewinn auf diese Weise erklären, indem er die übrigen Einkommenszweige aus dem Prinzipe der Grenzproduktivität ableitet und den Unternehmergewinn als einen Überschuß des erzielten Preises über die aufgewendeten Kosten auffaßt, wodurch auch er sich in einem gewissen Grade der klassischen Lehre nähert, mit dem Unterschiede, daß er den Unternehmergewinn vom Kapitalgewinne abspaltet.

Trotz dieser mannigfaltigen Verwendung, welche das Residual-

[1] Vgl. seine Studie „The residual claimant theory" im Quarterly Journal of Economics. Bd. XVII, 261—279 p.

prinzip in der Verteilungslehre gefunden hat, bleibt es doch stets ein ergänzendes Prinzip der Verteilungslehre. Einer eingehenden Erörterung des Residualprinzips bedarf es hier um so weniger, als wir dasselbe bei der Behandlung der einzelnen Einkommenszweige ohnedies näher ins Auge fassen müssen.

22. Die innigere Verkettung der Verteilungstheorie mit der Preislehre.

Der Grundzug der bisher vorgeführten neueren Verteilungstheorien liegt, wie wir sahen, in einer direkten Anlehnung an das Wertphänomen. Die Einkommenverteilung wird durch sie als unmittelbarer Ausfluß des Wertphänomens betrachtet. In einer gewissen Hinsicht sind diese Erklärungsversuche alle wirklichkeitsfremd, und zwar in einer jenes Maß übersteigenden Weise, welches der von jeder Theorie untrennbaren Abstraktion entspringt. Die vorgetragenen neueren Verteilungstheorien trachten den Anteil festzustellen, welcher jedem Produktionsfaktor als Folge der Bewertung der Produktionsgüter beim normalen Verlaufe der Produktion zukommt, ohne einen wirklich zwingenden Beweis dafür zu erbringen, daß der durch die Theorie festgestellte natürliche Betrag den hinter den Produktionsfaktoren stehenden Personen auch wirklich zufallen muß. Daß meistens auch nicht der Versuch unternommen wird, dies zu beweisen, ist leicht verständlich, da diese Theorien bewußt von der Vorstellung beherrscht sind, daß der Verteilungsprozeß seinem Wesen nach ein Wertungsprozeß ist, welcher die Koinzidenz beider Größen zur Voraussetzung hat. Der ganze Verteilungsvorgang wird hierdurch vollständig versachlicht als Funktion der Produktion betrachtet und von dem Umstande kaum Notiz genommen, daß die Verteilung doch unter Personen vor sich geht, daß also nicht bloß der als im Mittelpunkte der Verteilung stehend gedachte Unternehmer, sondern auch die Besitzer der Produktionsfaktoren wirtschaftlich handelnde und von psychologischen Erwägungen geleitete Subjekte sind. Nur der Unternehmer wird eigentlich in dieser Eigenschaft betrachtet, aber auch gleich vom Gesichtspunkte aus, daß er eigentlich die gesellschaftliche Bewertung der Produktivkräfte vollzieht. Es ist diese Betrachtungsweise gewissermaßen ein Nachklang der klassischen Wirtschaftstheorie, die sachlichen Vorgänge des Wirtschaftslebens sich personifiziert vorzustellen.

Einen Wendepunkt der Verteilungstheorie können wir in Böhm-Bawerks Lebenswerk erblicken[1]. Wenn dieser Autor auch keineswegs das bietet, worauf wir eben zielten, nämlich keine klare Berücksichtigung des personalen Momentes in der Verteilungslehre, so ist er es doch, der den Anschluß der Verteilungslehre an die Preistheorie in einer Weise angestrebt und gefördert hat, welche den Verteilungsvorgang nicht bloß aus dem Preise des fertigen Produktes — an einem solchen Bestreben hat es ja seit der klassischen Theorie nicht gefehlt — sondern direkt aus der Preisbildung der bei der Produktion mitwirkenden Produktionsfaktoren zu begreifen sucht. Eine Koordinierung und entsprechende Verbindung beider Preisbildungsprozesse ist bei ihm jedoch noch nicht zu finden.

Wohlverstanden. Bisher herrschte und es herrscht heute noch, besonders durch die Lehre von der Grenzproduktivität genährt — jedoch keineswegs mehr ganz unbestritten — die Auffassung, die Verteilungslehre schließe sich direkt an die Bewertung der Produktionsfaktoren an. Nun bestreitet zwar auch Böhm-Bawerk dies keineswegs, aber er untersucht schon die Wertbildung der Produktivgüter, um ihre Preisbildung zu ergründen. In einer gewissen, durch seine später zu behandelnde Kapitalzinstheorie bedingten einseitigen Weise will er nicht mehr bloß die Wertbildung der Produktionsfaktoren durch Vermittelung der Unternehmer, sondern den Markt der Produktivgüter, den Subsistenzmittelmarkt, wie er diesen Markt nennt, begreifen. In seiner Auffassung vom Wesen der Produktion erscheint nämlich das Zeitmoment, das heißt jener Umstand, daß ergiebigere Produktion stets einen längeren Zeitraum erfordert, während welcher die bei der Produktion mitwirkenden Personen durch vorrätige Subsistenzmittel erhalten werden müssen, als das Entscheidende für den Gang der Produktion. Das Wesen der Produktion erblickt Böhm-Bawerk darin, daß Zukunftsgüter, also Güter, welche in ihrer heutigen Form nicht zur Konsumtion benützt werden können, in der Hand des Unternehmers zu Gegenwartsgütern heranreifen, und die Rolle des Unternehmers sieht er hierbei darin, daß derselbe die zur längeren Produktionsdauer nötigen Subsistenzmittel vorschießt. Dieses Vorschießen von Subsistenzmitteln ist aber seiner Meinung

[1] Vgl. sein Werk: „Kapital und Kapitalzins." 2 Bde. 2. Aufl. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1912.

nach ein Marktvorgang, denn der Unternehmer kauft für die in seiner Hand befindlichen Gegenwartsgüter die Zukunftsgüter, Bodennutzungen, Werkzeuge, Maschinen und Arbeitskraft, um sie entsprechend gruppiert in seinen Händen zu Gegenwartsgütern heranreifen zu lassen. So erscheint für Böhm-Bawerk der Markt der Produktivgüter als Subsistenzmittelmarkt, auf welchem die Grundbesitzer, Kapitalisten und Arbeiter ihre Zukunftsgüter gegen die Subsistenzmittel des Unternehmers vertauschen. Der hier vor sich gehende Tausch ist es, den er untersucht, und die ganze Verteilung scheint ihm ein Ergebnis dieses Tausches zu sein. So wird durch seine Analyse das Verteilungsproblem von der Basis des Wertphänomens unbemerkt auf jene des Preisphänomens gerückt. Hierdurch führt Böhm-Bawerk zwei wichtige Momente in die Verteilungstheorie ein, die sich als einer weiteren Entfaltung in hohem Grade fähig erwiesen. Diese bestehen nicht im von ihm so betonten Zeitmomente, sondern einerseits in der Hervorhebung des Umstandes, daß die Einkommenbildung ein sich auf dem Markte der Produktivgüter abspielender Preisvorgang ist, andererseits in der Berührung jener wichtigen Tatsache, die in seiner Gegenüberstellung der Lage der Besitzer von Gegenwartsgütern und Zukunftsgütern zum Ausdruck kommt, nämlich in der Betrachtung jenes Umstandes, daß die Verteilung durch soziale Momente bedingt ist.

Tatsächlich wurde auch in der Richtung beider Momente ein Versuch zum Weiterausbau der Verteilungstheorie unternommen, wenn auch nicht in direkter Anlehnung an Böhm-Bawerk, da sich die um sein Werk scharende Kritik viel zu sehr durch das Zeitmoment in Anspruch nehmen ließ.

Den Versuch, die Verteilungslehre vollkommen als Preisproblem zu begreifen, unternimmt schon Pierson, indem er die Preisbildung der Produktionsfaktoren eingehend untersucht. Neuestens behandelt auch Cassel die Einkommenverteilung als reines Preisproblem[1] der Produktionsfaktoren, wobei er allerdings schon durch seine Grundauffassung, welche auf der Negation der Wertlehre beruht, von der Einseitigkeit der Lehre von der Grenzproduktivität bewahrt und in diese Richtung ge-

[1] In seinem unlängst erschienenen Buche „Theoretische Sozialökonomie", Leipzig 1918, gibt er seinem zweiten Buche, welches die Verteilungslehre enthält, den Titel: „Die Preisbildung der Produktionsfaktoren".

trieben wird. Auch Spann scheint das Verteilungsproblem als Preisproblem, nicht aber als unmittelbares Wertproblem aufzufassen[1]. Aber auch andere Autoren streifen schon nahe an diese Auffassung. Besonders gilt dies von jenen Gelehrten, deren Interesse mehr oder weniger durch die Wirkung der Monopolisierung einzelner Produktionsfaktoren und durch die Hindernisse der freien Konkurrenz auf dem Gebiete der Einkommenverteilung in Anspruch genommen wird. Von den Amerikanern zählt in erster Reihe Commons hierher und auch der Engländer Hobson berührt sich nahe mit dieser Auffassung. Auch Oppenheimer gehört dieser Richtung an, denn seine Theorie des Verteilungsprozesses ist auf die Theorie der Monopolpreise aufgebaut, allerdings mit einer weitgehenden Einseitigkeit und unter einer Fassung des Monopolbegriffes, welche, wie Schumpeter nachzuweisen suchte[2], nicht eben einwandfrei ist. Oppenheimer sieht die Hauptgrundlage der heutigen Einkommenverteilung im Bodenmonopol, das seiner Ansicht nach der Ausfluß des Großgrundbesitzes ist. In der Monopolstellung der Grundbesitzer erblickt er nicht nur die Ursache der Grundrente, sondern auch jene des Kapitalprofits, im Arbeitslohn hingegen die Kehrseite der Medaille, indem der Arbeiter als der verkürzte Teil des Monopoltausches erscheint. Näher können wir hier auf diese eigenartige Theorie nicht eingehen. Was uns hier interessiert, ist bloß die Tatsache, daß auch dieser Versuch auf einer direkten Anwendung der Preislehre auf den Verteilungsvorgang beruht, obzwar Oppenheimer kein Gewicht auf die Scheidung von wert- und preistheoretischen Grundlagen in der Verteilungslehre zu legen scheint.

23. Machtmoment und Verteilungslehre.

Andererseits ist von Tugan-Baranowsky ein interessanter, durch den Standpunkt Stolzmanns übrigens schon gewissermaßen vorbereiteter Versuch unternommen worden, das soziale Moment in der Verteilungslehre hervorzukehren. Der Angelpunkt seiner Auffassung ist die Betonung jenes Gegensatzes,

[1] Vgl. sein in jeder Hinsicht originelles Buch: „Fundament der Volkswirtschaftslehre." Jena, G. Fischer, 1918. S. 237.

[2] Vgl. hierzu die Kontroverse zwischen Oppenheimer und Schumpeter im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. XIV, S. 487—502.

welcher zwischen dem Markte der Genußgüter einerseits und jenem der Produktionsgüter andererseits besteht. Während am Genußgütermarkte seiner Ansicht nach sich Individuen gegenüberstehen, wird der Preiskampf auf dem Markte der Produktionsfaktoren durch als ganze zu begreifende soziale Klassen ausgefochten, und es tritt hierdurch das Machtmoment, welches den einzelnen sozialen Klassen als solchen zukommt, als einer der Hauptfaktoren der Verteilung in den Vordergrund. Eben deshalb meint Tugan-Baranowsky, die individualistische Betrachtungsweise, also die einfache Anwendung der Gesetze der Preisbildung auf den Tausch der Produktionsmittel sei verfehlt, und es dürfe nicht einfach nach dem Produkte einzelner Personen, nämlich nach jenem des Grenzarbeiters oder des Grenzkapitalisten gefragt werden. Es soll hierdurch der Einfluß der Produktivität auf das Einkommen der Besitzer der verschiedenen Produktionsfaktoren nicht geleugnet werden, sondern bloß hervorgehoben werden, daß die den einzelnen sozialen Klassen zufallende Macht auch in Abänderung dieses Faktors die Tauschbedingungen der Produktionsfaktoren beeinflußt. Zweifellos finden wir bei Tugan-Baranowsky Berührungspunkte mit der Auffassung Böhm-Bawerks, auch wenn sie letzterer Autor abweist. Schon die selbständige Behandlung des Produktionsmittelmarktes bietet solche und ebenso die Betonung des Machtmomentes in der Verteilung, denn die Überlegenheit der Besitzer der Gegenwartsgüter über jene der Zukunftsgüter statuiert ja gewissermaßen auch ein Machtmoment in der Verteilungslehre Böhm-Bawerks. Noch konsequenter vielleicht ist Hobson, indem er überhaupt beim Tausche die Rolle des Machtmomentes hoch veranschlagt, was natürlich auch bei ihm für den Produktionsmittelmarkt in erhöhtem Maße gilt.

Der Grundgedanke Tugan-Baranowskys, die Verteilungslehre in ihrem Fundamente als Spiel der sozialen Machtverhältnisse zu betrachten, fand wenig Anklang[1]. Nichtsdestoweniger wird aber in der neuesten Literatur die Rolle des Machtmomentes bei der Verteilung des Ergebnisses der Produktion in wachsendem Maße berücksichtigt. Lexis und Schmoller

[1] Eine gute Kritik von Tugan-Baranowskys Verteilungslehre ist im Aufsatze von Wirz, „Der Preis als Grundlage der Verteilungslehre" zu finden. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. LXXI. Jahrg. S. 518—613.

räumen demselben in ihrer Theorie der Verteilung keinen geringen Platz ein, und sogar Wieser, einer jener Theoretiker, welche das Reinwirtschaftliche im Verteilungsprozesse so stark betonten, anerkennt den großen Einfluß der sozialen Machtverhältnisse in seinem neuesten Werke[1].

24. Schluß.

Auf weitere Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Wir wollen uns damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß die Tendenz der Verteilungslehre heute in dem Bestreben liegt, die Verteilung als Preisphänomen zu begreifen. Die wertvollen Beiträge Schumpeters, sowie meine leider bloß in ungarischer Sprache erschienenen einschlägigen Erklärungsversuche können hier nicht besprochen werden. Es soll der Hinweis genügen, daß in der Auffassung des Verteilungsphänomens als Preisbildungsprozeß und im Versuche, die Preisgesetze und nicht direkt die Wertgesetze hier in Anwendung zu bringen, ein wichtiger Schritt zur Vereinheitlichung der Theorie liegt. Es wird hierdurch sozusagen ein sukzessiver Aufbau der Theorie ermöglicht, indem vom Wertphänomen zum Preisproblem und von diesem erst zum Verteilungsproblem vorgedrungen wird, wobei sich die Erklärung des nachfolgenden Erscheinungskomplexes stets voll auf die vorher gewonnenen Gesetze stützen kann. Andererseits wird hierdurch auch jenem Umstande entsprechend Rechnung getragen, daß, je weiter wir uns von der individuellen Grundlage der Wirtschaft entfernen, desto mehr die außerwirtschaftlichen Momente, insbesondere die Ungleichheit der ökonomischen Lage der miteinander in Tausch tretenden Personen, berücksichtigt werden müssen.

B. Die Grundrente.

25. Die Ausgangspunkte der Rententheorie und die Differentialrente.

Schon die Physiokraten erkannten die Lage des Grundbesitzers als eine exzeptionelle. Freilich war dies bei ihnen infolge ihrer Theorie vom Wesen der Produktion ziemlich selbstverständlich. Aber die Tatsache, die sie erfaßten, ist keineswegs rein eine Folge ihrer Produktivitätstheorie. Wenn es ihnen auch fernlag,

[1] Grundriß der Sozialökonomik. Tübingen, Mohr, 1914.

von einem Monopolgewinne des Grundbesitzers zu sprechen, so haben sie nichtsdestoweniger doch erkannt, daß die Überführung des Grundbesitzes in Privateigentum den Grundbesitzern eine Ausnahmestellung sichert, am Reingewinne der Produktion in einer Weise Anteil zu gewinnen, welche den anderen Klassen unzugänglich ist. Ihrer Auffassung nach gibt es also zwei Gründe, welche es verursachen, daß der Grundbesitzer selbständig, also ohne sein Land selbst zu bebauen, einen Anteil am Nationalprodukte erhält. Der erste folgt aus jener Tatsache, daß die Landwirtschaft mehr erzeugt, als zum Unterhalte der Arbeiter nötig ist, der andere aber ist die Folge jenes Umstandes, daß der Grund und Boden sich im Privatbesitze befindet und nicht in unbeschränkter Menge vorhanden ist, daß also die Grundbesitzer die den Boden tatsächlich bebauenden Klassen dazu bewegen bzw. zwingen können, daß sie den ihren Unterhalt übersteigenden Teil der von ihnen hervorgebrachten Produkte dem Grundbesitzer überlassen.

Eigentlich steckt in der so oft geschmähten Lehre der Physiokraten viel mehr, als gewöhnlich angenommen wird, und wir werden sehen, daß viele spätere Theorien sich vielfach in ihren Bahnen bewegten. Zunächst gilt dies von den Anfängen der klassischen Schule, denn Smith erblickt die ursprüngliche Ursache, welche den Grundbesitzern ihr Einkommen sichert, ebenfalls in jener Tatsache, daß der Grund und Boden fast in allen Lagen eine größere Menge von Nahrung erzeugt, als zum Unterhalte jener Arbeit nötig ist, welche dazu erforderlich ist, die Waren auf den Markt zu bringen. Dieser Überschuß muß nach der Ansicht von Smith infolge ihrer Monopolstellung den Grundbesitzern zufallen. Die Auffassung von der Sonderstellung des Grundbesitzes bei Aufteilung des Nationalproduktes war übrigens auch mit der bei den Klassikern vorhandenen Neigung zur Arbeitswerttheorie ebenfalls im Einklang, da ja die klassische Schule, zwischen Kapitalbesitzer und Unternehmer nicht unterscheidend, Arbeit und Kapital — letzteres als vorgetane Arbeit betrachtet — gewissermaßen für verwandt ansah und hierdurch in der Verteilungslehre diese beiden auf Arbeit zurückzuführenden Faktoren als in einem gewissen Gegensatz zum Grundbesitze stehend betrachten mußte. Allerdings trat dieser Standpunkt erst später in den Vordergrund, und zwar gleichzeitig mit der Untersuchung der Preisbildung bei den Industrieprodukten

als beliebig vermehrbaren Gütern einerseits und den Nahrungsmitteln als nur in beschränkter Menge und nur bei steigenden Kosten vermehrbaren Gütern andererseits.

Schon Smith macht Andeutungen in dieser Richtung und eröffnet hierdurch für die Erklärung der Grundrente ein neues Feld, welches alsbald der Tummelplatz der Meinungen über diesen Gegenstand wurde. Am Eingang dieses Feldes steht der Gegensatz zwischen den beliebig vermehrbaren und jenen Gütern, deren Vermehrung nur in beschränktem Maße möglich ist. Der Preis der beliebig vermehrbaren Güter richtet sich, wie bekannt, laut den Klassikern nach den Produktionskosten, während der Preis der der zweiten Kategorie angehörenden Güter viel höher steigen kann. Nun sind die Voraussetzungen für eine Preisbildung in diesem, also in zweitem Sinne bei den landwirtschaftlichen Produkten, laut Ansicht der Klassiker[1], auf höherer Kulturstufe stets vorhanden. Das Wachstum der Bevölkerung zwingt zur Bebauung schlechterer Böden, und laut dem Gesetze der höchsten Kosten müssen die Preise der Bodenprodukte auf jene Höhe steigen, welche zur Vergütung der Kosten des Grenzproduzenten erforderlich ist. Dieselbe Tatsache wird aber auch noch durch einen anderen Umstand hervorgerufen. Die Erzeugung von Bodenprodukten kann wohl erhöht werden, wenn die Bevölkerung sich vermehrt und die Nachfrage zunimmt. Doch ist dies mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, da ein Mehraufwand von Kapital und Arbeit auf demselben Boden wohl das Produktionsergebnis erhöht, aber nicht in jenem Maße, welches diesem Mehraufwande entspricht. Mit anderen Worten, es tritt das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag in Kraft und führt, wenn infolge Vermehrung der Bevölkerung der Boden intensiver bearbeitet werden muß, zu demselben Ergebnis als die in Anspruchnahme von Böden geringerer Qualität für die Befriedigung des Nahrungsmittelbedarfs. Es muß der Preis der Bodenprodukte in diesem und in jenem Falle so hoch steigen, daß der Grenzproduzent seine Kosten ersetzt bekommt. Da aber der Preis aller Bodenprodukte, gleichviel, ob sie auf gutem oder schlechtem Boden, mit mehr oder weniger Kostenaufwand erzeugt wurden, sich gleichstellen muß,

[1] Nur Smith macht hier eine Ausnahme, indem er die landwirtschaftlichen Produkte in solche teilt, welche stets, und in solche, welche nicht immer eine Preisbildung zulassen, welche zur Rentenbildung führt.

so entsteht ein Differenzeinkommen, welches jene Landwirte genießen, die unter günstigeren Verhältnissen produzieren, als jene, deren Kosten für die Preisbildung maßgebend ist. Dieses Differenzeinkommen ist die Grundrente, welche eben deshalb als Differentialrente bezeichnet wurde.

Was in dieser Grundrententheorie, welche von Anderson, West, Malthus und Ricardo ausgearbeitet wurde, enthalten ist, besteht in der Herausarbeitung des Zusammenhanges zwischen Rentenbildung und Preisbildung. Die Grundrente wird einfach auf den Preisbildungsprozeß zurückgeführt und als Ergebnis desselben betrachtet. Sie erscheint als ein Spezialfall des Kostengesetzes, nämlich als Folge des Gesetzes der höchsten Kosten. Arbeitslohn und Kapitalgewinn sind Kostenelemente, die Grundrente ist es hingegen nicht, sondern sie ist einfach die Folge der Preisbildung. Durch diesen Gesichtspunkt der Betrachtung tritt der von Smith noch betonte Zusammenhang der Grundrente mit der Tatsache, daß die Landwirtschaft ergiebiger ist, als nur den Unterhalt der Arbeiter und das angewandte Kapital zu ersetzen, in den Hintergrund, um seine Stelle den Gesetzen der Preisbildung zu überlassen. Hierdurch wird die Erscheinung der absoluten Rente, also des Gedankens, daß jeder Boden Rente abwirft, beiseite geschoben, ja die Möglichkeit der absoluten Rente ganz geleugnet. Ricardo hat dies keineswegs getan, obzwar zumeist er als jene Autorität angeführt wird, welche die absolute Rente leugnet. Er wie auch Mill sind der Ansicht, daß eine absolute Rente wohl entstehen könnte, wenn jeder Boden bebaut werden würde und keine Ausdehnungsmöglichkeit für die Landwirtschaft mehr vorhanden wäre, wodurch der Preis infolge der noch immer zunehmenden Nachfrage auch über die höchsten Kosten steigen könnte. Wie aber Mill sagt, ist dies in Wirklichkeit nicht der Fall, so daß die Möglichkeit, bei einer Preissteigerung neuen Boden zu bebauen, stets vorhanden ist und sich so der Preis den Kosten des Grenzproduzenten entsprechend stellen muß und es also zur Entstehung einer absoluten Rente nicht kommen kann.

In der erwachenden amerikanischen Literatur wurde diese Theorie der Grundrente durch Carey stark angegriffen. Er will zwar nicht bezweifeln, daß tatsächlich eine Grundrente gezahlt werde, diese repräsentiert aber nicht eine stets wachsende, sondern eine ständig abnehmende Quote des Bodenertrages,

wenngleich der Grundbesitzer auch de facto einen höheren Betrag erhält als früher. Dies, nämlich die Zunahme des Betrages der Rente, sei die Folge jenes Umstandes, daß mit wachsender Kultur Arbeit und Kapital stets ergiebiger werden. Carey meint, unter primitiven Verhältnissen koste alles infolge unkultivierter Arbeit und der Unzulänglichkeit der Mittel viel mehr Arbeit als später, da eben das wichtigste Resultat der Kultur darin besteht, daß die zur Herstellung der Produkte nötige Arbeit stets vermindert wird, während die Ergiebigkeit derselben stets zunimmt. Er bezweifelt auch, daß sich die Besiedelung des Bodens in der von Ricardo angenommenen Richtung, also von den Böden besserer Qualität in der Richtung der Urbarmachung schlechterer Böden, bewege und behauptet das Gegenteil. Wenn aber die Arbeit immer fruchtbarer wird, so falle jener Grund weg, welcher laut Ricardo die Quelle der Differentialrente bildet. Diese Ansicht, welche auf die Harmonie der Interessen aller Klassen hinausläuft, fand auch in Europa ihren Vertreter in Bastiat, dessen System ebenfalls durch die Harmonie der ökonomischen Kräfte gekennzeichnet ist.

Diese Ansichten liegen aber abseits jener Gedankenstraße, welche die Auffassungen über das Wesen der Grundrente wandelten. Dies findet auch seine Begründung in der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Europas, wo mit dem wachsenden Kapitalismus der Gegensatz der Klassen sich stets verschärfte. Es ist aber auch noch aus anderen Gründen zu begreifen, weshalb die Ansicht von der ökonomischen Harmonie, welche Carey und Bastiat vertraten, die herrschende Lehre nicht von jenem Pessimismus abwenden konnte, welcher bei Malthus und Ricardo anklingt. Während nämlich die Ansichten von Carey und Bastiat mit den Gesetzen der Verkehrswirtschaft nur in losem Zusammenhange sind, findet Ricardo in seiner Grundrentenlehre den nächsten Anschluß an die Gesetze der Preisbildung. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Weiterentwicklung der Ansichten über das Wesen der Grundrente sich in den Bahnen Ricardos vollzog. In Deutschland entwickelte Thünen selbständig ganz dieselbe Theorie und die Ricardianische Lehre hat auf diesem Gebiete die Herrschaft bis auf die heutigen Tage behalten.

26. Die Verallgemeinerung des Rentenprinzips und die Monopolrente.

Jene Gedankenrichtung, in welche die Theorie der Grundrente durch die Ansichten Ricardos gedrängt wurde, erfuhr bald eine weitere Vertiefung. Es wurde nämlich bald erkannt, daß die Unterschiede zwischen den Produktionskosten sich keineswegs auf die Landwirtschaft beschränken, sondern auf dem ganzen Gebiete der Produktion vorkommen; da aber die Einheitlichkeit der Preisbildung überall ihre Geltung behält, so muß die Vorzugsrente oder Differentialrente auch auf anderen Gebieten der Verteilung zum Vorschein kommen. Auch bei freier Konkurrenz ist gewissermaßen ein Durchschnitt, der durch die üblichen Produktionskosten bestimmt wird, für die Preisbildung maßgebend, und sonach müssen alle jene Produzenten, welche in irgendeiner Weise ihre Produktionskosten vorteilhafter gestalten können oder gewisse Vorzüge bei der Produktion oder aber am Markte genießen, aus der Einheitlichkeit der Preisbildung einen Vorteil ziehen, der sich in der Form einer Rente äußert. Schon Hermann deutet diesen Gedanken an, indem er darauf hinweist, daß, falls neue Produktionsmittel von geringerer Ergiebigkeit angewendet werden, jene Produzenten zu einer Vorzugsrente kommen, für welche früher der Preis gerade die Kosten gedeckt hat. Schäffle und Mangold verfolgen diesen Gedanken weiter und verfechten die Ansicht, daß die Rentenerscheinung sich keineswegs auf das Einkommen aus Grund und Boden beschränkt, sondern auch beim Kapitalzins, ja sogar auch bei dem Arbeitslohne auftreten kann. Der vorzügliche englische Forscher Marshall ist es, der dann diesen Gedanken weiter ausbaut. Vor allem weist er auf jene enge Verbindung hin, in welcher das Einkommen aus Grund und Boden mit jenem aus dem bei der Landwirtschaft investierten Kapitale steht, um dann hervorzuheben, daß die Verminderung der Produktionskosten durch die Neuanwendung von Kapitalien sich nicht sofort verallgemeinern kann, wodurch bei dem Kapitale ähnliche Verhältnisse eintreten können als beim Grund und Boden. Erst wenn sich einmal die Verbesserung im großen Ganzen in der Volkswirtschaft durchgesetzt hat, also in längeren Zeiträumen, wird sie ihren Einfluß auf die Preisbildung ausüben und den Preis auf den neuen niederen Stand der Kosten herab-

drücken. Solange aber dies nicht geschehen ist, genießen die sich der ergiebigeren Kapitalverwendung bedienenden Produzenten ein Einkommen, welches dem Wesen nach jenem der Grundeigentümer nahekommt. Marshall nennt eben deshalb diese Einkommen eine Quasirente. In konsequenter Durchführung dieses Gedankenganges kommt dann Marshall dazu, auch auf der Seite der Konsumenten eine Rentenfunktion festzustellen. Die Einheitlichkeit der Preisbildung gilt ja keineswegs bloß für die Produzenten. Die Konsumenten zahlen ja ebenfalls unbeschadet ihrer verschiedenen Zahlungsfähigkeit denselben Preis. Hieraus folgert Marshall ganz richtig, daß auch auf der Seite der Konsumenten ein Spiegelbild der Rentenerscheinung auftrete, indem die zahlungsfähigsten Konsumenten einer Kostenersparnis teilhaftig werden. Den Unterschied zwischen dem Marktpreis und der auf der Zahlungsfähigkeit beruhenden individuellen Schätzung der Käufer nennt Marshall die Konsumentenrente.

In der neueren amerikanischen Literatur wurde dem Rentenprinzip ebenfalls ein reges Interesse entgegengebracht. Hier wurde besonders das Gesetz vom abnehmenden Ertrage eingehend diskutiert. Die Untersuchung dieses Gesetzes unter dem Gesichtswinkel des mit der Produktenmenge abnehmenden Grenznutzens gab den einschlägigen Untersuchungen bald ein bestimmtes Gepräge. Die Abnahme des Grenznutzens mit der Vermehrung des Produktionsertrages drängte die amerikanischen Forscher zu einer Verallgemeinerung des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage. Fetter meint, das Gesetz vom abnehmenden Ertrage der Produktionsfaktoren sei überhaupt nur ein Spezialfall des Gesetzes vom abnehmenden Grenznutzen mit der Vermehrung der Produkte, und Commons stellt fest, daß die Wichtigkeit des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage nicht in der Abnahme der Produktionsmenge unter bestimmten Produktionsverhältnissen liege, sondern in der Abnahme des Nutzens mit der Vermehrung der Produktenmenge. Hierdurch wird das Rentenprinzip in der amerikanischen Literatur weiter verallgemeinert, da es auch in der Industrie durch die neue Interpretation des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage Gültigkeit erlangt. Da ferner die amerikanische Literatur die dort in hohem Maße auftretenden Einschränkungen der freien Konkurrenz mit wachsamem Auge verfolgt, tritt hier der Einfluß monopo-

listischer Momente auf die Einkommenbildung besonders in den Vordergrund. Die Abnahme des Grenznutzens und sonach das Herabsinken des Preises muß auch jene Produzenten zu einer Einschränkung der Produktion führen, welche, wenn auch bloß durch ein teilweises Monopol, in die Lage versetzt werden, auf die hervorgebrachte Produktenmenge Einfluß zu üben. Hierdurch entstehen überall größere oder kleinere Renten, wo monopolistische Elemente in der Produktion auftauchen. So führt die weitere Verfolgung des Grundgedankens der Differentialrente zur Monopolrente hinüber, welche allerdings auf anderer Grundlage und in anderem Sinne durch die Sozialisten schon früher als ein wesentliches Element der Einkommenverteilung bezeichnet wurde. Um die Ansichten über die Grundrente auch in dieser Richtung festzulegen, müssen wir uns vor allem den Ausführungen von Rodbertus zuwenden.

27. Die absolute Grundrente.

Rodbertus ist es, der in der Ausbildung der sozialistischen Grundrentenlehre an der Spitze marschiert. Bezüglich der Differentialrente ist er mit Ricardo einer Ansicht. Allein er hält das Problem der Grundrente mit der Entwicklung der Gründe für das Entstehen der Differentialrente noch bei weitem nicht für erschöpft. Er sieht die Quelle der Grundrente einerseits in der Produktivität, andererseits im Grundeigentum, also in ganz ähnlichen Momenten wie Smith. Allein für ihn haben diese zwei Momente eine andere Bedeutung als für Smith und die Physiokraten. Die Produktivität ist für ihn Arbeitsproduktivität, das Grundeigentum hingegen ein Monopol, ein Ausbeutungswerkzeug. Hierdurch erhält für ihn — und Marx geht es natürlich auch nicht anders — die Grundrente, die Kapitalrente oder der Kapitalzins natürlich ebenfalls den Charakter der Ausbeutung der Arbeiter. Diese müssen nämlich ihre Arbeitskraft in der Verkehrswirtschaft für eine Quantität von Produkten, welche mit ihrem Lebensunterhalte, nicht aber mit der von ihnen hervorgebrachten Produktenmenge in direktem Verhältnis steht, verkaufen. Wenn aber die Arbeit infolge besserer Produktionsmethoden und besserer Werkzeuge immer produktiver wird, so muß dieses Quantum an Produkten, weil es ja eben mit der Produktivität der Arbeit in keinem Zusammenhange steht, einen stets fallenden Teil des gesamten Produktes

ausmachen. Was nach Abzug der in dieser Weise bestimmten Arbeitslöhne übrig bleibt, fällt nach Rodbertus den Grundbesitzern und den Kapitalisten zu. Weshalb erhält aber, fragt sich Rodbertus, der Grundbesitzer, welcher ja ebenfalls Kapital bei der Produktion verwendet, mehr, als dem aufgewendeten Kapitale entspricht? Und er antwortet: Deshalb, weil die Landwirtschaft den Materialwert, welchen sie aus dem Grund und Boden, also von der Natur bezieht, nicht zu vergüten braucht, weil sie also nur die Werkzeuge und den Arbeitslohn, nicht aber auch den Bodenwert als Kapital betrachtet. Deshalb erscheint für sie nicht der ganze Reinertrag als Kapitalprofit, sondern es bleibt ihr noch ein Überschuß über denselben, und dieser bildet die Grundrente. Voraussetzung für diese Auffassung ist natürlich die Arbeitswerttheorie, denn aus ihr folgt, daß sich der Wert des Rohproduktes wie des Fabrikationsproduktes nach der Kostenarbeit richtet und die Rente sich an die Besitzer des Rohproduktes und des Fabrikationsproduktes in diesem Verhältnis verteilt, was wiederum zur Folge hat, daß in der Landwirtschaft ein Überschuß als Grundrente übrig bleibt, da ja der Materialwert für sie keine Kostenarbeit enthält, jedoch am Ertrage mitpartizipiert, obzwar ihm nicht, wie in der Industrie, ein Kostenwert gegenübersteht.

Wir können nicht weiter auf die interessante Tatsache eingehen, daß Rodbertus in bezug auf die zunehmende Produktivität der Arbeit und des Kapitals eigentlich denselben Gedanken vertritt als Carey und trotzdem nicht das optimistische Resultat der Untersuchungen des Amerikaners teilt. Dies ist eben die Folge seines sozialistischen Standpunktes und der strikten Durchführung des Standpunktes der Arbeitswerttheorie. Uns interessiert hier viel mehr, daß Rodbertus und die übrigen Sozialisten das Wort für das Vorhandensein einer absoluten Grundrente reden, also wieder zu jener Ansicht zurückkehren, daß es nicht bloß an der Grenze der Produktion, sondern überall eine Grundrente gebe.

Überblicken wir die Ansichten über die Grundrente, so finden wir in dieser Entwicklung eine ausgesprochene Tendenz zur Verallgemeinerung jenes Erklärungsprinzips, aus welchem die Erklärung der Grundrente versucht wurde. Sowohl bei der Differentialrente als auch bei der Monopolrente ist diese Tendenz unverkennbar. Es steckt hierin sowohl das Bestreben, welches

Schumpeter als anzustrebendes Ziel der Verteilungslehre bezeichnet, alles Einkommen möglichst aus einem Prinzipe zu erklären, als auch die Notwendigkeit, das als Ausgangspunkt für die Erklärung der Grundrente herangezogene Prinzip gedanklich voll durchzuführen, was natürlich zu einer Verallgemeinerung dieses Prinzips führen muß, sobald erkannt wird, daß jene Voraussetzungen, welche beim Grund und Boden vorhanden sind, auch bei anderen Produktionsmitteln vorkommen und somit die Verteilung auch auf anderen Gebieten beeinflussen. Hierdurch erfährt die früher angenommene, ganz abgesonderte Rolle des Grund und Bodens bei der Einkommenverteilung eine gewisse Einbuße, indem Ähnlichkeiten mit der Rolle anderer Produktionsmittel als Einkommensquellen allmählich erkannt werden.

C. Der Kapitalzins und der Unternehmergewinn.

28. Das Problem des Leihzinses.

Während Arbeitslohn und Grundrente von Anfang an als selbständige, durch das Wesen der Volkswirtschaft begründete Einkommenkategorien erkannt wurden, wurde lange Zeit hindurch neben diesen zwei Einkommensarten bloß noch eine Einkommensquelle unterschieden, und zwar der Gewinn, welcher durch jene erzielt wird, die Kapital zur Produktion verwenden. Die Erklärung hierfür bietet die noch an der Oberfläche bleibende Beobachtung des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses. Hierbei konnte wohl das Kapital als selbständige Ertragsquelle nicht übersehen werden, ja die Rolle desselben schien bei Beobachtung des wachsenden Kapitalismus geradezu ausschlaggebend für den Wirtschaftsprozeß zu sein, aber die Tatsache der Kapitalverwendung zeigte sich in so enger Verbindung mit der Tätigkeit des Unternehmers, daß Kapitalist und Unternehmer sich dem beobachtenden Auge in einer Person zeigten und der Unternehmer seinen Gewinn als Kapitalist einzustreichen schien. Diese Beobachtung der Tatsachen, welche zuerst an der in England immer prägnanter hervortretenden kapitalistischen Produktionsweise gemacht wurde, ließ das Einkommen des Kapitalisten und des Unternehmers als einheitlichen Einkommenszweig erscheinen. Obwohl die heutige Theorie bereits zur Trennung beider Einkommenszweige gelangt ist, müssen wir doch Zins und Gewinn

hier gemeinsam behandeln, um Wiederholungen, welche infolge des erwähnten Umstandes nicht zu vermeiden wären, aus dem Wege zu gehen; auch ist die ältere Theorie über diese Einkommenszweige nur von diesem Gesichtspunkte aus zu begreifen.

Um uns aber die Arbeit zu erleichtern und die Auffassungen über Zins und Gewinn besser überblicken zu können, müssen wir uns schon hier vor Augen führen, daß es sich eigentlich um drei verschiedene Probleme handelt, die aber in ihrer Eigenart bis zur neuesten Zeit kaum klar erkannt und noch weniger entsprechend getrennt wurden. Zunächst ist nämlich das Problem des Leihzinses, also jener Frage zu lösen, weshalb die Überlassung von Kapitalnutzungen zur Einkommensquelle wird. Als zweites Problem erscheint dann die Frage nach den Ursachen des Kapitalgewinnes bei Verwendung des Kapitals im eigenen Betriebe, wogegen als drittes Problem jene Frage der Lösung harrt, woher der sich über den Zins des in der Unternehmung zur Verwendung kommenden Kapitals ergebende Gewinn des Unternehmers fließt.

Zuerst, noch ehe die Volkswirtschaftslehre zur Wissenschaft herangereift ist, hat das Problem des Leihzinses die Geister beschäftigt. Der Leihzins ist es, welcher auch nur bei einer ganz oberflächlichen Betrachtung des Wirtschaftslebens in die Augen sticht. Hierbei handelte es sich im Anfang eigentlich gar nicht um ein wirtschaftliches, sondern vielmehr um ein ethisches Problem, welches der Rechtswissenschaft von der Praxis des Lebens vorgelegt wurde. Das Objekt der Erklärung ist in dieser Epoche das Konsumtivdarlehen, also der Zins, welcher nach Kapitalien gefordert wird, welche vom Darlehnsempfänger für Konsumtivzwecke verwendet werden. Größtenteils hieraus erklärt sich jene ablehnende Haltung, welche seitens der kanonischen Lehre dem Zinsproblem entgegengebracht wurde. Der Zins erschien hierbei eigentlich als eine der Erpressung ähnliche Erscheinung, als das Resultat eines Mißbrauches der ungünstigen Lage des Darlehensuchenden.

Die keimende kapitalistische Produktion ließ aber langsam eine andere Art des Leihkapitals in den Vordergrund treten. Der Unternehmer benötigt das Darlehn nicht mehr, um aus mißlichen Lebenslagen herauszukommen, sondern er verwendet es zur Produktion, also dazu, um seinen Betrieb ergiebiger zu gestalten. Der ganze Aspekt des Problems wurde hierdurch ge-

ändert. Der Zins schien nun nicht mehr, wie früher, mit der bedrängten Lage des Darlehnsuchenden in Zusammenhang zu stehen, sondern vielmehr eine Folge der produktiven Rolle des Kapitals im Gefüge der modernen Produktionsweise zu sein. Bei der neuen Betrachtungsweise konnte es nicht mehr als unverständlich, oder aber als einfach verwerflich erscheinen, weshalb für die Kapitalnutzung von denjenigen, die sie benötigen, ein Entgelt gefordert wird. Im Gegenteil schien dies bei der ersten Beobachtung der kapitalistischen Produktionsweise so natürlich zu sein, daß das Zinsphänomen als etwas mehr oder weniger Selbstverständliches hingenommen und als Aufgabe der Zinstheorie eigentlich bloß die Erklärung der Zinshöhe aufgefaßt wurde. Diese versucht schon die klassische Theorie durch Heranziehung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage zu erklären, und Hermann verfeinert diese Erklärung in einer Weise, welche auch den modernen Anforderungen der Verteilungslehre durch Anwendung der Preisgesetze auf das Zinsproblem entspricht. Er untersucht die Preisgrenzen, welche seiner Ansicht nach einerseits durch jene Verwendungsgrenze bestimmt werden, bei welcher die Kapitalisten ihr Kapital lieber selbst benützen, als es zu verleihen, andererseits aber durch jenen Ertrag, welchen das Kapital für den Unternehmer abwirft.

29. Der Kapitalgewinn als Ergebnis der Produktion.

Wir haben hier die Lehre vom Leihzins an die Spitze unserer Erörterungen gestellt, um so klarer hervortreten zu lassen, daß alle jene Erklärungen am halben Wege stehen bleiben, welche über das Problem desselben nicht hinauskommen und keine Erklärung für jenes Einkommen suchen, welches durch die Verwendung des Kapitals im eigenen Betriebe entsteht. Der Leihzins ist eben nur der unmittelbar vor unsere Augen tretende Teil des Zinsproblems. Weshalb sind jene, die Kapital zur Produktion benötigen, geneigt, ein Entgelt hierfür zu zahlen? Gewiß weil sie einen Nutzen aus der Kapitalverwendung ziehen. Wodurch aber entsteht dieser Nutzen? Diese Frage führt zum Problem des Zinses bei Verwendung des Kapitals im eigenen Betriebe. Dieses Problem birgt eben das Problem nach dem Wesen der Kapitalnutzung in sich, und ohne Ergründung desselben bleibt die eigentliche Ursache des Zinses im Dunkeln.

Wie schon erwähnt, wurde diese Problemstellung von der

Theorie nicht leicht erfaßt. Zunächst nahm man es als eine selbstverständliche Tatsache hin, daß das Kapital, da es ja an der Produktion als selbständiger Faktor teilnimmt, einen Teil vom Produktionsertrage erhalten muß. Dies ist der Standpunkt der Klassiker. Die klassische Lehre betrachtet das Verteilungsproblem, wie ja auch das Wert- und Preisproblem, vom Kostenstandpunkte. Die Produktionskosten bestimmen den Preis und dieser enthält bei den beliebig vermehrbaren Gütern nicht mehr als die Produktionskosten, diese aber muß er enthalten. Wie wir wissen, unterscheidet Smith noch drei Kostenelemente, während Ricardo infolge Ausschaltung der Grundrente bloß mehr Lohn und Kapitalgewinn zu den Kosten rechnet. Letzterer ist nach seiner Auffassung die Folge der kapitalistischen Produktionsweise, d. h. der Kapitalverwendung, und wird dadurch hervorgerufen, daß der Kapitalist, d. h. der kapitalistische Unternehmer nicht den ganzen Erlös, den er für die Produkte erhält, dem Arbeiter überlassen muß, sondern bloß jenen Teil, welcher infolge des Lohngesetzes als Entgelt für die Lebenskosten dem Arbeiter zufällt. Die Quelle des Kapitalgewinnes liegt also nach dieser Auffassung darin, daß infolge höherer Organisation der Arbeit der Preis durch den Lohn nicht erschöpft wird und auch nicht erschöpft werden kann, da sonst der Kapitalist sein Kapital nicht für Produktionszwecke verwenden würde. Der Kapitalgewinn erscheint demnach in der Form der Produktionskosten, da die Kapitalverwendung, sowie die leitende Tätigkeit des Unternehmers ein Entgelt finden müssen, wenn die kapitalistische Produktionsweise aufrechterhalten werden soll. Andererseits aber zeigt sich der Gewinn als ein Residuum, welches nach Abzug der Lohnkosten und, wenn eine solche vorhanden ist, nach Abzug der Grundrente vom Preise übrigbleibt. Wie sehr diese Auffassungsweise dem Grundgedanken der Klassiker entspricht, geht hauptsächlich daraus hervor, daß Smith wie Ricardo stets auf die Behauptung zurückkehren, daß Lohn und Profit sich in entgegengesetzter Richtung bewegen, daß also der Profit desto niedriger ist, je höher die Löhne steigen und umgekehrt. Da der Preis allein durch die Produktionskosten beherrscht wird, meint Ricardo, daß ein Wachsen des Gewinnes ein Sinken des Lohnes zur Folge haben muß und umgekehrt, wogegen mit abnehmender Produktivität der Landwirtschaft immer mehr vom Preise an die Landwirte als Grundrente abzugeben ist, da die Erzeugung

der für die Arbeiter nötigen Lebensmittel an der Grenze der Produktion stets mehr Arbeit erfordert, welche im Preise der landwirtschaftlichen Produkte, die zugleich den Löwenanteil der Lebenskosten der Arbeiter ausmachen, zu vergüten ist. Mit der Zunahme der Bevölkerung wird die Lebenshaltung der Arbeiter verteuert, was in Form der Grundrente den unter vorteilhafteren Bedingungen produzierenden Landwirten zugute kommt. Die hierdurch verursachte Steigerung der Preise kann also zu keiner Erhöhung des Profits führen, weil die Unternehmer die Preissteigerung mit höheren Nominallöhnen bezahlen müssen, und so hierdurch nichts gewinnen. Andererseits können aber auch einzelne Unternehmer auf die Dauer keinen höheren Gewinn erzielen als die übrigen. Smith und Ricardo stimmen darin vollkommen überein, daß die Konkurrenz dies verhindert, da, falls im einen oder im anderen Produktionszweige infolge Verschiedenheit der Kosten sowie der Preise ein höherer Gewinn zu erzielen ist, sich die Unternehmer diesem Produktionszweige zudrängen, wodurch dann die Preise soweit zum Sinken gebracht werden, daß kein überdurchschnittlicher Profit auf die Dauer entstehen kann. So kommen die Klassiker zu ihrem berühmten Gesetz von der Gleichheit der Profitrate, welches also jedenfalls ein Resultat ihrer Auffassung von der Preisbildung ist.

Die Erklärung des Kapitalgewinnes beruht also bei den Klassikern auf der Grundlage der Preisbildung. Nicht die eigentliche produktive Rolle des Kapitals, sondern vielmehr die Gesetze der Preisbildung sind es, welche in ihren Augen den Grund für das Entstehen des Kapitalgewinnes abgeben, und wenn auch die produktive Rolle des Kapitals in ihrer Auffassung schüchtern im Hintergrunde steht und besonders in der Verbindung von Zins und Gewinn als Resultat der Unternehmertätigkeit, also der produktiven Mitwirkung des kapitalistischen Unternehmers anklingt, so liegt das Wesen ihrer Erklärung doch in der Betrachtung des Kapitalgewinnes als Verkehrserscheinung, d. h. als unmittelbarer Folge der Preisbildung. Der Kapitalgewinn ist ein Residuum, welches als Folge der Preisbildung entsteht.

Nun lag aber ein weiterer Ausbau dieses Gedankenganges ganz nahe und kündigt sich auch schon bei Mill an, nachdem er vorerst die klassische Profittheorie in obigem Sinne vorgetragen hat.

Mill bemerkt nämlich, der Grund des Profits liege eigentlich darin, daß die Arbeit mehr produziert, als zur Erhaltung der Arbeiterschaft nötig ist. Die Lebensdauer der verschiedenen Verbrauchsgüter sei eine längere als die zu ihrer Erzeugung benötigte Arbeit, und hierin liege eigentlich der Grund des Profits. Nach solchen Anklängen war nicht mehr viel dazu nötig, um im Kapitalgewinn eine direkte Beraubung der Arbeiter zu erblicken. Die Residualtheorie des Profits wird hierdurch zu einem Gliede der Ausbeutungstheorie. Der Grundgedanke der Klassiker, der Profit sei eine Verkehrserscheinung, also eine Folge der Preisgesetze, wird hierbei vollkommen beibehalten. Nur wird der Unterschied zwischen den Ankaufskosten der Arbeit und der Verkaufskosten der Produkte hervorgekehrt. Wenn Marx meint, der Kapitalist bezahle die Arbeitskraft zu ihrem Werte, d. h. nach jener Arbeitszeit, die nötig ist, um die Arbeitskraft zu erhalten, andererseits verkaufe er aber die erzeugten Produkte zum Preise der in ihnen enthaltenen Arbeit, so erklärt er den Kapitalgewinn ebenfalls als Verkehrserscheinung. Gleichzeitig tritt aber bei ihm der Gedanke, der Profit sei eine Folge der zunehmenden Produktivität, schon viel stärker hervor, natürlich aber in einer Weise, welche die Produktivität ausschließlich auf der Seite der Arbeit erblickt. Der Arbeiter erhält nach Marx als Lohn bloß jene Kosten, welche für die Erhaltung seiner Arbeitskraft nötig sind, leistet aber für den Kapitalisten viel mehr Arbeit, welche dieser aber nicht vergüten muß, sondern eben als Profit für sich behält. Bei Rodbertus tritt der Standpunkt, der Profit sei eine Folge der zunehmenden Produktivität, noch klarer hervor, denn sein Hauptsatz, der Arbeitslohn, repräsentiere eine abnehmende Quote des Nationalproduktes, ist geradezu auf die Zunahme der Produktivität gegründet.

30. Der Produktivitätsgedanke als Grundlage der Zinstheorie.

Die von den Klassikern aufgestellte und durch die Sozialisten in neue Bahnen gelenkte Residualtheorie des Kapitalgewinnes schreckte in ihrer neuen Durchführung die bürgerliche Ökonomie ab und konnte übrigens auch, wie Holländer bezüglich der Residualtheorien trefflich bemerkt[1], überhaupt nicht ganz be-

[1] Vgl. seine oben zitierte Arbeit.

friedigen. Liegt denn die Ursache des Kapitalgewinnes tatsächlich nur darin, daß die Lohnkosten den Preis nicht erschöpfen? Hat das Entstehen des Gewinnes keine selbständige Ursache? Dieser Gedanke drängte sich auch immer wieder von neuem auf und es wurde nach der selbständigen Ursache des Kapitalgewinnes geforscht. Zunächst auf der Basis der Arbeitswerttheorie, welche ja damals die Geister noch vollkommen beherrschte. Die Schüler Ricardos, J. Mill und Mac Culloch, suchten die Lösung in einer gezwungenen Auslegung des Kapitalbegriffes zu finden. Das Kapital sei vorgetane Arbeit, und diese ist es, welche im Zins entlohnt wird. Der Gedanke, die Ursache des Kapitalgewinnes in der Produktivität des Kapitals zu suchen, keimte ebenfalls im Boden der Arbeitswerttheorie. Lauderdale ist es, der diesen Gedanken kräftig aufgreift, indem er das Kapital als ersparte Arbeit ansieht und die Ursache des Profits darin erblickt, daß das Kapital entweder einen Teil der sonst von der Hand der Menschen zu verrichtenden Arbeit leistet oder eine Arbeitsleistung vollzieht, deren Vollzug die Kräfte des Menschen überschreitet. Er sucht im einzelnen darzulegen, daß das Kapital, ob es zum Bau oder zur Anschaffung von Maschinen dient oder als Vorschuß für Rohmaterialien, für Lohnkosten, für Intensivierung der Landwirtschaft, oder aber zur Aufrechterhaltung der Zirkulation verwendet wird, stets Arbeit erspart oder solche Arbeit leistet, welche sonst überhaupt nicht geleistet werden könnte und sieht die Quelle des Profits in der Vergeltung dieser Arbeit. Als dann später die Arbeitswerttheorie mehr in den Hintergrund trat, wurde der Produktivitätsgedanke als Quelle des Zinses in einer anderen Art durchgeführt. Thünen und Walker haben diese Arbeit als erste vollbracht.

Schumpeter ist im Unrecht, wenn er meint, alle Zinstheorien suchten die Erklärung des Zinses in einem Prinzip, welches von jenem, durch welches die übrigen Einkommenszweige erklärt werden, abweicht. Gerade die Produktivitätstheorie des Zinses beruht auf einem einheitlichen Erklärungsprinzip der verschiedenen Einkommenszweige, und wir irren kaum, wenn wir hierin die Ursache ihrer weiten Verbreitung erblicken. Die Produktivitätstheorie des Zinses zählt heute noch — nachdem sie von Böhm-Bawerk scharf kritisiert worden ist — sehr viele Anhänger und kann, wenn auch in verschiedenen Schattierungen vorhanden, als die am weitesten verbreitete Zins-

theorie betrachtet werden. Sie herrscht vor allem in der amerikanischen Literatur, wo sich der hervorragendste Theoretiker, Clark, zu ihr bekennt. Auch andere hervorragende amerikanische Theoretiker vertreten sie, wie Seligman und Seager. Auch Commons kommt ihr nahe.

31. Enthaltsamkeit und Zeitmoment als Grundlagen der Zinstheorie.

Neben den Bemühungen, auf der Basis der Arbeitswerttheorie eine selbständige Ursache des Kapitalgewinnes aufzufinden, indem die Rolle des Kapitals ausschließlich auf Grundlage des Erklärungsprinzips der Arbeit durchgeführt werden sollte, lief ein anderer Versuch parallel, welcher ebenfalls die klassische Kostentheorie zur Grundlage hat, dem Kapital aber unter den Kosten eine selbständigere Rolle zuschreibt. Das aufgewendete Kapital erscheint hier schon als ein Kostenelement sui generis, als ein Kostenelement, welches seine selbständige Entstehungsursache hat und nicht einfach in dieser oder jener Weise auf Arbeit zurückzuführen ist. Senior, dessen Leistung wir hier gegenüberstehen, erblickt die Eigenart des Kapitals in der Enthaltsamkeit, im Genußaufschub. Das Kapital ist die Frucht der Abstinenz, der Enthaltsamkeit. Der Kapitalist könnte die ihm zur Verfügung stehende Wirtschaftskraft für Konsumtivzwecke verwenden, tut dies aber nicht, wenn er eine entsprechende Vergütung für seine Enthaltsamkeit in Aussicht hat. Diese Vergütung ist der Zins, der eben deshalb neben den Arbeitskosten im Preise der Güter enthalten sein muß. Dieser Grundgedanke der Abstinenztheorie, welche übrigens durch Lassalle mit dem Hinweis auf die üppige Lebensweise der Kapitalisten, welche wahrlich wenig von Enthaltsamkeit merken läßt, in schärfster und bissigster Weise kritisiert wurde, wurde später weiter gesponnen und fand besonders in der amerikanischen Literatur Eingang. Mac Vane vertritt diesen Gedanken in einer etwas abgeänderten Form, indem er die Enthaltsamkeit „waiting", Wartezeit nennt, und ein anderer hervorragender amerikanischer Theoretiker, Carver, erklärt den Zins ebenfalls hauptsächlich aus dem Momente der Enthaltsamkeit.

Ist aber die Frage nach der Ursache des Kapitalzinses mit Hinweis auf ein neues Kostenelement auch tatsächlich gelöst? Wird im Zins auch wirklich nichts anderes vergütet, als die

Kosten der Kapitalverwendung? Diese Frage muß sowohl auf der Grundlage der klassischen Theorie als auch dann auftauchen, wenn wir uns auf die Basis der neuen Werttheorie stellen. Sie wurde von letzterer aufgeworfen, da die subjektive Werttheorie schon seit Menger großes Gewicht auf die Wertbildung der Produktivgüter legt. Der Wert der Produktivgüter wird nach Auffassung dieser Theorie, wie wir wissen, durch jene Konsumtivgüter bestimmt, welche aus ihnen hergestellt werden können, und zwar im Wege der Zurechnung des produktiven Beitrages der einzelnen Produktivfaktoren. Das Kapital erhält also ebenso wie die Arbeit und die Naturkräfte seinen produktiven Beitrag zugerechnet und nichts anderes. Hiermit findet die Rückerstattung der aufgewendeten Kapitalsumme ihre Erklärung, für die Entstehung des Zinses aber ist in dieser Erklärung kein Raum. Der Zins ist ein Plus, ein Überschuß, welcher über den Kapitalwert gewonnen wird. Woher kommt dieses Plus? Diese Frage hat sich schon Menger vorgelegt und schon er deutet die Lösung an, indem er darauf hinweist, daß die Produktion Zeit erfordert und daß deshalb der Wert der Produktivgüter doch nicht ganz gleich jenem ihrer Produkte sein kann. Nach der Ansicht Mengers ist für den Wert, welchen komplementäre, d. h. sich ergänzende und zusammen zur Produktion verwendete Quantitäten von Gütern höherer Ordnung für uns in der Gegenwart haben, allerdings der voraussichtliche Wert des entsprechenden Produktes maßgebend, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß in diesem letzteren auch der Wert der Unternehmertätigkeit mit inbegriffen ist. Diesen Gedanken des Zeitmomentes als Erklärungsprinzip für die Entstehung des Kapitalzinses glänzend durchzuführen, ist dem genialen Wurfe Böhm-Bawerks gelungen. Gegenwartsgüter, das sind also die fertigen Produkte, welche für die Konsumtion bereit sind, werden überhaupt höher geschätzt als Zukunftsgüter, also Kapitalgüter. Für diese Tatsache führt Böhm-Bawerk eine Reihe von Gründen ins Treffen; so die begrenzte Lebensdauer des Menschen, die auf die Gegenwart und auf den Genuß eingestellte Psyche des Menschen usw. Der Zins ist jener Wertzuwachs, welcher eben aus der Verschiedenheit der Bewertung gegenwärtiger und zukünftiger Güter entspringt oder kurz, er ist ein Agio der Gegenwartsgüter.

In der europäischen Literatur sind die Ausführungen Böhm-

Bawerks ziemlich kühl aufgenommen worden, nur Wicksell[1] hat sie beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung angenommen und weiterzubilden versucht. Mit desto lebhafterem Interesse wandte sich die amerikanische Literatur ihnen zu. Sie wurde dort in lebhaftester Weise diskutiert und von mehreren der hervorragendsten Theoretiker ihrem Wesen nach auch angenommen. Zwar lehnt sie der hervorragendste amerikanische Theoretiker, Clark, ab, um einer Produktivitätstheorie des Zinses das Wort zu reden, aber Irving Fisher nimmt den Grundgedanken Böhm-Bawerks ebenso in seine Erklärung des Zinsphänomens auf, wie auch Fetter dem Gedanken des Wertagios der Gegenwartsgüter zustimmt und seine Erklärung der Zinserscheinung auf dieser Grundlage aufbaut. Auch bei den meisten übrigen modernen amerikanischen Autoren wird das Zeitmoment bei der Erklärung des Zinses herangezogen.

Wie aus unseren Ausführungen hervorgeht, weichen die auf das Moment der Enthaltsamkeit und die auf das Zeitmoment aufgebauten Zinstheorien weit voneinander ab. Und doch kann eine gewisse Verwandtschaft dieser Erklärungsversuche nicht rundweg geleugnet werden. Wer die Verbindungspunkte der verschiedenen Theorien sucht und eben deshalb überall den Kern der einzelnen in ihrem äußeren Ausbau noch so verschiedenen Theorien zu erfassen strebt, wird diese innere Verwandtschaft nicht ohne weiteres übergehen können. In der Enthaltsamkeit als Grundlage des Zinses steckt gewiß schon ein Zeitmoment, nur ist es noch — im Sinne jener Denker, die an die Arbeitsmühe als Kostenelement ihre Blicke heften, — vom Opferstandpunkte aus erfaßt. Bei Menger und Böhm-Bawerk wird es hingegen von der Nutzenseite betrachtet und zeigt sich schließlich als Grundlage der verschiedenen Bewertung von bereits genußreifen und noch nicht diesem Stadium angehörenden Gütern.

32. Die dynamische Zinstheorie.

Wollen wir einen die Hauptversuche der Erklärung des Zinsphänomens umfassenden Überblick gewinnen, so darf ein neuer Versuch auf diesem Gebiete nicht unberücksichtigt bleiben. Es

[1] Vgl. Wicksell, Vorlesungen über Nationalökonomie auf Grundlage des Maximalprinzips. Jena, G. Fischer, 1913. — Dieses Werk macht den Versuch, die Grenznutzentheorie einheitlich auf dem ganzen Gebiete der Volkswirtschaftslehre durchzuführen.

ist dies der Gedanke Schumpeters, den Zins als Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung zu erklären[1]. Dieser Versuch Schumpeters entspringt seiner Ansicht, der Zins als Überschuß über die Reproduktion des angewendeten Kapitals müsse einen wesensverschiedenen Grund von der Entstehung des Lohn- und Renteneinkommens haben. Die Entstehung von Lohn und Rente sei von der Seite des Produktionsfaktors aus zu erklären, da das, was beim Arbeiter und beim Grundeigentümer sich als reines Einkommen zeigt, beim Unternehmer ohne weiteres als Erzeugungskosten in Erscheinung trete. Anders beim Kapital. Auch das aufgebrauchte Kapital stellt sich im Rahmen der Produktionskosten dar, aber es bedeutet für den Kapitalisten noch kein reines Einkommen. Das Zinseinkommen ist also nach der Ansicht Schumpeters von der Seite des Produktionsfaktors Kapital aus nicht zu erklären und man müsse deshalb nach einer selbständigen Entstehungsursache des Zinses, und zwar von entgegengesetzter Seite, von der Betrachtung des Zinsphänomens aus suchen. Der Zins muß ein Wertagio sein, also ein Überschuß, welcher sich über dem Wert des aufgewendeten Kapitals einstellt. Dauernde Wertüberschüsse über die Kostenwerte werden aber seiner Ansicht nach einerseits durch die Konkurrenz, andererseits aber durch die allgemeinen Wertgesetze, nämlich hauptsächlich durch das Gesetz der Zurechnung des produktiven Beitrages, welches den Wert des Produktionsgutes, also auch jenen des Kapitals seinem jeweiligen Ertrage gleichzustellen strebt, unmöglich gemacht. Soll also ein Wertüberschuß über den Wert des aufgewendeten Kapitals erklärt werden, so kann dies bloß außerhalb jener Voraussetzungen geschehen, welche das Wegschwemmen der Wertüberschüsse durch die Konkurrenz und die Zurechnung der Erträge an die Produktionsmittel bewirken. Ein solches Prinzip meint er in der wirtschaftlichen Entwicklung zu finden. Diese erzeugt durch Umformung der Produktionsprozesse Wertagien, welchen sich die Konkurrenz erst zu bemächtigen suchen muß, um sie wegschwemmen zu können, ebenso, wie es auch Zeit erfordert, die Umwertung der Produktivgüter auf der neuen Ertragsbasis vorzunehmen. Wenn eine neue Kombination der Produktivmittel Platz greift, die ich z. B. um hundert Geldeinheiten gekauft habe und es hier-

[1] Vgl. sein Werk: „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung." Leipzig, Duncker & Humblot, 1912.

durch möglich wird, ein neues höherwertiges Produkt auf den Markt zu bringen, so bleibt mir ein Überschuß in der Hand, denn die Preise der Produktivmittel wurden ja nicht mit Hinblick auf diese ergiebigere Verwendung festgesetzt, sondern bloß unter Berücksichtigung der bisherigen Verwendungsarten. So wird also der Besitz dieser 100 Geldeinheiten für mich ein Mittel, mir eine höhere Summe, 120 oder 150 Geldeinheiten zu verschaffen. Das Wertagio sei also nicht, wie Böhm-Bawerk meint, einfach auf das Zeitmoment zurückzuführen, sondern auf eine Kombination des Zeitmomentes mit dem Momente der Wirtschaftsentwicklung. So kommt also Schumpeter zu dem Schluß, in der statischen Volkswirtschaft, also in einem Zustande, wo kein wirtschaftlicher Fortschritt stattfindet, gebe es überhaupt keinen Raum für einen Zins. Hier könne bloß eine Rückerstattung des aufgewendeten Kapitals stattfinden. Der Zins sei also eine dynamische Erscheinung, eine Folge des wirtschaftlichen Fortschrittes. Wir werden bald sehen, daß dieser Gedanke, die Unterscheidung des statischen und dynamischen Zustandes der Volkswirtschaft und das Einführen des Entwicklungsmomentes in die Erklärung der Verteilungserscheinungen in einem anderen Zusammenhange eine noch viel allgemeinere Bedeutung erlangt.

33. Die Lostrennung des Unternehmergewinnes vom Kapitalzins und der Mangel eines einheitlichen Erklärungsprinzips in der älteren Theorie.

Bevor wir uns aber der Ausführung dieses Gedankens zuwenden können, müssen wir jenem Erkenntniswege folgen, welcher zu einer selbständigen Erfassung des Unternehmereinkommens führt. Je näher das Zinsproblem ins Auge gefaßt wird, je mehr es sich dem Reinertragsproblem nähert, desto näher kommt die Theorie zu einer Lostrennung des Unternehmergewinnes vom Kapitalzins. Gewisse Ansätze hierfür kann man schon bei Stuart Mill auffinden, wenn er den Kapitalgewinn in seine Bestandteile zerlegt und den Lohn der Enthaltsamkeit — wir könnten diesen als eigentlichen Zins bezeichnen — von der Risikoprämie scheidet. Wir müssen Wilbrandt beistimmen, wenn er die Ansicht vertritt, die endgültige Lostrennung des Unternehmergewinnes vom Zins sei eine Folge der Betrachtung des Verteilungsphänomens auf Grundlage jener Verhältnisse,

welche den Kapitalismus noch nicht zu jenem Umfange gedeihen ließen, in welchen derselbe sich in jener Zeit in England entfaltet hat[1]. Die deutsche und amerikanische Literatur hat diesen Schritt, die selbständige Ausscheidung des Unternehmereinkommens und die Unterscheidung desselben vom Kapitalzins, getan. In Deutschland wurde diese Aufgabe früher gelöst. Nach wenig erfolgreichen Versuchen ist es Hermann gelungen, Zins und Unternehmereinkommen zu trennen.

Allein die Lostrennung des Zinsproblems vom Probleme des Unternehmergewinnes war viel leichter, als den selbständigen Bestimmungsgrund für die Entstehung des Unternehmergewinnes aufzufinden. Lange Zeit hindurch ist dies nicht gelungen, und man pendelte zwischen zwei Erklärungsversuchen hin und her. Der eine steht der ursprünglichen Entwicklung der Lehre vom Zins- und Unternehmereinkommen noch sehr nahe und erblickt das Wesen des Unternehmergewinnes in der Vergütung des vom Unternehmer investierten Kapitals bzw. des von ihm übernommenen Risikos der Produktion. Diese Auffassung herrschte besonders in England und wurde in Amerika durch Hawley eifrig verfochten. Die andere Auffassung hingegen betrachtet die Unternehmertätigkeit als eine Art qualifizierter Arbeit und den Gewinn als einen Lohn besonderer Art. Sie war besonders in Frankreich verbreitet. Schon bei Smith ist eine Andeutung dieser Art aufzufinden, und seine deutschen Interpretatoren, wie zum Beispiel Jacob, stellen sich auch auf diesen Standpunkt. Auch Mangoldt, der sich um das Problem des Unternehmergewinnes besondere Verdienste erworben hat, kommt dieser Auffassung nahe, obzwar er ausdrücklich betont, der Unternehmergewinn sei weder eine besondere Art von Lohn, noch eine besondere Art von Zins. Zins und Lohn werden seiner Ansicht nach nicht aus der laufenden Produktion, sondern aus dem Ertrage einer früheren Wirtschaftsperiode gedeckt, während der Unternehmergewinn das Ergebnis der laufenden Produktion ist. Lohn und Zins sind bedungenes Einkommen, also kontraktlich festgestelltes Einkommen, während der Unternehmergewinn nicht dieser Art ist. Trotz

[1] Siehe die interessante Studie Wilbrandts in der Festgabe für G. Schmoller aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages. Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert. Leipzig, Duncker & Humblot, 1908.

alledem kommt aber Mangoldt zu dem Ergebnis, der Unternehmergewinn sei der Preis, den das Publikum für die Dienste zahlt, welche der Unternehmer der Gesellschaft leistet. Hierbei läßt er dann das Produktivitätsprinzip mitspielen. Bis zu einem gewissen Grade können wir auch Menger eine gewisse Verwandtschaft mit dieser Auffassung zuschreiben, da er ja, wie bereits berührt wurde, bei der Schätzung der Produktivgüter die Schätzung der Leistungen der Unternehmer mit einbegreift.

In Amerika wurde das Problem von einer anderen Seite angefaßt. Es ist ebenfalls ein den deutschen Pionieren auf diesem Gebiete ebenbürtiger selbständiger Denker, der den Unternehmer als einen Faktor sui generis im Verteilungsprozesse erkannt hat. Aber Francis Walker, der amerikanische Begründer der Theorie vom Unternehmergewinn, erblickt im Einkommen des Unternehmers nicht direkt eine Entlohnung der Unternehmerdienste, welche er übrigens, wenn möglich, noch höher einschätzt als die erwähnten deutschen Forscher, sondern eine Folge des Rentenprinzips. Walker wendet nämlich dieses im weitesten Sinne an. Er geht hierbei von der These aus, die am ungünstigsten produzierenden Landwirte wie Unternehmer müssen ihre Produktionskosten rückerstattet bekommen, wenn die Volkswirtschaft nicht Gefahr laufen will, ihre Dienste zu entbehren, indem sie die Produktion aufgeben. Wie es aber Landwirte gibt, welche unter günstigeren Verhältnissen produzieren als andere, und hierdurch eine Grundrente beziehen, müssen auch diejenigen Unternehmer einen Gewinn von ihren vorteilhafteren Produktionsbedingungen haben, welche unter günstigeren Verhältnissen als andere produzieren. Während also eine große Anzahl von Unternehmern, eben bloß ihre Produktionskosten — unter welche natürlich auch ihr Unternehmerlohn und die Verzinsung ihrer eigenen Kapitalien einzurechnen wären, obgleich Walker hierauf kein größeres Gewicht legt, — rückerstattet erhalten und von Walker als no-profit employers bezeichnet werden, erzielen die unter günstigeren Verhältnissen produzierenden Unternehmer einen Gewinn, den Unternehmergewinn. Originalität und wissenschaftliche Schärfe kann diesem Erklärungsversuche gewiß nicht abgesprochen werden und die spätere amerikanische Theorie hat an seinen Gedankengang angeknüpft.

Von vielen Autoren wird der Unternehmergewinn überhaupt

nicht als ein einheitliches Einkommen betrachtet. Die Vergeltung gewisser, vom Unternehmer der Gesellschaft geleisteter Dienste, sowie das Residualmoment, ein der Rente nahe stehendes Moment, werden hier gemeinsam als Entstehungsursache des Gewinnes angegeben. Von den neueren Schriftstellern wollen wir hier bloß auf Pierson hinweisen, nach dessen Auffassung der Unternehmergewinn in drei Elemente zerfällt. Er ist einerseits eine Rekompensation des Unternehmers für sein Risiko, also ein Risikoelement, andererseits der Lohn der Unternehmertätigkeit, und birgt außerdem in vielen Fällen noch ein rentenartiges Mehreinkommen in sich.

34. Der Unternehmergewinn als Friktionseinkommen.

Das Bestreben der neueren Literatur, zu einem einheitlicheren Erklärungsprinzip des Unternehmereinkommens zu gelangen, kann nicht verkannt werden. Allein die Wert- und Preistheorie legen der Auffindung eines solchen Erklärungsprinzips große Hindernisse in den Weg. Ob wir uns auf die Basis der klassischen Werttheorie stellen oder ob wir die subjektive Wert- und Preislehre annehmen, macht hierbei keinen Unterschied. Im ersten Falle wird der Preis gleich den Produktionskosten angenommen und es bleibt bloß der Ausweg, die Leistung des Unternehmers ebenfalls unter dieselben einzureihen, was wiederum nicht geringe Schwierigkeiten bereitet, da die Unternehmertätigkeit einen zu komplexen Wirkungskreis umfaßt, um als einheitliches Kostenelement betrachtet werden zu können und infolgedessen schwer und nie ganz als Kostenelement aufzufassen ist. Über diese Schwierigkeit ist wohl höchstens so hinwegzukommen, daß wir den Unternehmergewinn als ein spezielles Lohneinkommen für die Witwirkung bei der Produktion betrachten, oder aber, wie dies Pierson tut, bloß einen Teil des Unternehmereinkommens, nämlich die Risikoprämie und den Unternehmerlohn, unter die Kosten einbeziehen und das rentenartige Element, wie es eben Pierson tut, auf einer anderen Grundlage erklären. Stellen wir uns aber auf die Grundlage der neuen Wert- und Preislehre, so steht das Zurechnungsphänomen im Wege der Erklärung, denn es ist der ganze Betrag des Resultates der Produktion auf die mitgewirkten Produktivkräfte im Wege der Zurechnung aufzuteilen. Für den Unternehmergewinn bleibt eigentlich im einen wie im anderen Falle kein

Raum. Derselbe muß, da er eben unzweifelhaft zu beobachten ist, auf ein unvollkommenes Funktionieren der Konkurrenz im einen Falle und als eine unvollkommene Durchführung der Zurechnung der produktiven Beiträge im anderen Falle betrachtet werden. Dies hat schon Walras erkannt und Pantaleoni steht auch auf diesem Standpunkte. Diese Erklärung des Unternehmergewinnes wurde als Friktionstheorie bezeichnet; da sie das Unternehmereinkommen aus Reibungen und Unvollkommenheiten auf dem Gebiete der Wert- und Preisbildung ableitet. Ein hervorragender Vertreter dieser Auffassung ist der Amerikaner Clark. Er meint, im statischen Zustande der Volkswirtschaft könne der Unternehmergewinn nur einer unvollkommenen Wirkung der Konkurrenz zugeschrieben werden.

35. Die dynamische Theorie des Unternehmergewinnes.

Nicht so im dynamischen Zustande der Volkswirtschaft. Jene Gründe, welche es im statischen Zustande verhindern, daß der Unternehmer die Preise ständig über den Produktionskosten halte und so höchstens infolge unvollkommener Funktionierung der Preisbildung zu einem Unternehmergewinn gelange, fehlen im Entwicklungsprozesse der Volkswirtschaft, denn die neuen Produktionsmethoden sind im Zeitpunkte ihres Aufkommens der Konkurrenz noch nicht zugänglich. Hier liege, meint schon Clark, die Quelle des Unternehmergewinnes.

Die amerikanische und die englische Literatur haben diesen Gedanken weiter verfolgt. Das Ergebnis ihrer Untersuchungen kann darin zusammengefaßt werden, daß im statischen Zustande der Volkswirtschaft überhaupt kein Raum für den Unternehmergewinn vorhanden ist und derselbe nur aus der Tatsache des wirtschaftlichen Fortschrittes erklärt werden kann. Seager vertritt diesen Gedanken noch etwas zaghaft. Die Hauptquelle des Unternehmergewinnes findet er zwar in den wirtschaftlichen Veränderungen, in der Anwendung neuer Produktionsmethoden und verschiedener Betriebsverbesserungen, auch hebt er hervor, daß, insofern es sich nicht um Patente oder Monopole handelt, die Konkurrenz diese Gewinne mit der Zeit ausmerzt, doch nur bis zu jenem Grade, welcher dem Unternehmerlohne, also einer allgemeinen Vergütung der Unternehmerarbeit, entspricht. Aber zu einer scharfen Formulierung des Ergebnisses dieser Ge-

dankengänge gelangt er noch nicht. Viel einheitlicher und entschiedener wird der Grundgedanke dieser Theorie von Hobson verfolgt, indem er erklärt, die Kraft des Unternehmers liege in den Gebieten der fortschreitenden Industrien, und später den Ausspruch tut, der Profit sei der Preis des Fortschrittes[1]. Die englisch-amerikanische Literatur konnte hier an Walker anknüpfen, der ja eigentlich eine ähnliche Ansicht entwickelt hat, bloß ohne einen entsprechenden Sinn für den statischen und dynamischen, für die stationäre und für die fortschreitende Volkswirtschaft zu haben. Seine Erklärung des Profits trägt diesem Unterschiede noch nicht entsprechend Rechnung, und deshalb muß er sich bei Ableitung des Profits ausschließlich auf das Rentenprinzip stützen, während die neuen amerikanischen Schriftsteller, und auch Hobson, das Entwicklungsmoment als Quelle des Profits betonen, den rentenartigen Charakter desselben aber ebenfalls anerkennen, da er ja auch für sie ein Überschuß über die Produktionskosten und eine Folge, nicht aber eine Ursache der Preisbildung ist. Bei Hobson wird der rentenartige Charakter des Profits vielleicht am klarsten hervorgehoben.

In die deutsche Literatur ist dieser Gedanke von Schumpeter eingeführt worden, der mit seiner eleganten Feder ihn in äußerst gewinnender Form darzustellen und selbständig durchzuführen den Versuch unternommen hat[2]. Er sucht nachzuweisen, daß sich, solange sich kein wirtschaftlicher Fortschritt vollzieht, die Preise der Produktionsmittel in der kapitalistischen Wirtschaft so stellen müssen, daß sie den Produktpreis erschöpfen, und der Unternehmergewinn kann nur dadurch entstehen, daß der Übergang von einem statischen Zustande, in welchem es keine Wertüberschüsse gibt, zu einem neuen statischen Zustande, in welchem wiederum keine solchen Wertüberschüsse entstehen können, nicht ohne Hilfe des Unternehmers vor sich gehen kann. Der Unternehmergewinn entsteht also nur dadurch, daß die Volkswirtschaft nie rein statisch ist, sondern immer dynamische Kräfte sich entfalten läßt, deren Träger eben der Unternehmer ist.

Überblicken wir diese Mannigfaltigkeit der Ansichten über das Wesen von Zins und Gewinn, so ist nicht zu verkennen, daß die

[1] Vgl. insbesondere Hobsons Werk: „The industrial system." New York 1909.

[2] Vgl. seine „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung." Leipzig, Duncker & Humblot, 1912.

Ergründung dieser Erscheinungen viel schwieriger ist als jene der übrigen Verteilungsphänomene. Die Vermengung verschiedener Probleme, wie jener der mannigfaltigen Formen des Zinses mit dem Reinertragsproblem, sowie das Vermengen von Wertungs- und Preisproblemen ist wohl daran großenteils schuld; diese wird aber wiederum durch die überaus große Verwickeltheit jener Gründe verursacht, welche diese Einkommenszweige als spezifische kapitalistische Beteiligungen bei der kapitalistischen Produktionsweise ermöglichen. Die Tendenz zu einer einheitlichen Erklärung ist aber auch wohl hier kaum zu verkennen. Sie tritt beim Unternehmergewinn, welcher als der die moderne Theorie in hervorragendem Maße beschäftigende Einkommenszweig zu betrachten ist, vielleicht entschiedener hervor als beim Zins, wo die Produktivitätstheorie, die Agiotheorie und die Abstinenztheorie — von der dynamischen Erklärung des Zinsphänomens gar nicht zu sprechen — in ihren verschiedenen Formulierungen heute noch miteinander kämpfen, während die dynamische Theorie des Unternehmergewinnes, gefördert durch die Untersuchung der Ursachen der Teuerung, welche schon vor Ausbruch des Krieges die dynamische Betrachtung des Preisproblems nach sich zog, eigentlich nur mit der Residualtheorie den Kampf auszufechten hat, da die übrigen Erklärungsversuche des Unternehmergewinnes in den Wert- und Preisgesetzen mehr oder weniger auf Hindernisse stoßen und auch sonst der Einheitlichkeit entbehren.

D. Der Arbeitslohn.

36. Das eherne Lohngesetz.

Obwohl es bei den Physiokraten keineswegs an Anschauungen über das Wesen des Arbeitslohnes mangelte, brachten sie es doch nicht zu einer vollständig ausgebauten und einheitlichen Lohntheorie. Dies ist zuerst der klassischen Nationalökonomie gelungen, ja sogar die Ansichten des Vaters der Nationalökonomie, die Anschauungen von Smith, sind auf diesem Gebiete noch schwankend und entbehren jener Einheitlichkeit, welche später der klassischen Lohntheorie zu eigen wurde. Erst Ricardo ist es, der eine seiner Rententheorie in Geschlossenheit und Entschiedenheit ebenbürtige Lohntheorie aufgestellt hat. Sie steht in vollem Einklange sowohl mit seiner Wert- und Preislehre als mit der berühmten Rententheorie und hat viel dazu beigetragen, durch ihre Klar-

heit und durch ihre scheinbare Übereinstimmung mit der Gestaltung der damaligen Verhältnisse in England die Autorität der klassischen Lehre zu heben.

Sie kann als eine Verkehrstheorie des Lohnes betrachtet werden, da sie vollständig aus dem Preisgesetze abgeleitet ist. Ricardo erklärt die Gestaltung des Lohnes aus den Vorgängen am Arbeitsmarkte. Wie bei den anderen Waren, so ist auch bei der Arbeit das Verhältnis von Angebot und Nachfrage für den Marktpreis entscheidend. Es gibt aber auch bei der Arbeit, wie bei den übrigen Waren, einen natürlichen Preis, und derselbe richtet sich ebenso wie bei den übrigen Waren nach den Produktionskosten. Worin aber bestehen dieselben? Aus jenen Nahrungsmitteln, aus jenen Bedarfsgegenständen und Annehmlichkeiten, die für den Unterhalt einer Familie benötigt werden. Liegt da nicht ein Zirkelschluß vor? Der Lohn soll aus den Preisen der Güter erklärt werden, während diese sich nach ihren Kosten, unter welchen die Arbeit das wesentlichste ist, richten sollen. Es wäre nicht gerecht, gegen Ricardo diesen Vorwurf zu erheben. Im Endresultat erklärt er die Löhne aus jener Arbeitsmenge, die zur Erzeugung der fraglichen Artikel nötig sind. Der Arbeiter muß jene Arbeitsmenge bezahlt erhalten, welche für die Erzeugung der zum Unterhalt seines Lebens nötigen Güter erforderlich ist. Die Kosten der Arbeit lassen sich also ebenfalls größtenteils auf Arbeitsmühe zurückführen. So kann seine Lohntheorie auch als ein weiterer Ausbau seiner Kostentheorie betrachtet werden. Doch der Schwerpunkt seiner Lohntheorie liegt eigentlich nicht hierin, sondern in der Bezeichnung jener Tendenz, welche er dem natürlichen Preise der Arbeit zuschreibt.

Der Kreis jener Nahrungsmittel und jener Bedarfsgegenstände, welche der Arbeiter für seinen Unterhalt benötigt, ist keineswegs unbeweglich und unabänderlich; er wechselt zu verschiedenen Zeiten im selben Lande ebenso wie in verschiedenen Ländern zur selben Zeit. Er wird durch die Sitten und Gewohnheiten des Volkes bestimmt. Der natürliche Preis der Arbeit stellt sich aber infolge der Konkurrenz stets so, daß der Arbeiter bloß ein Minimum an Nahrungsmitteln und Bedarfsgegenständen konsumieren kann. Wenn dieses Existenzminimum auch mit der Zeit und mit fortschreitender Kultur etwas gehoben werden kann, so bedeutet es doch immer das Minimum an Lebensannehmlichkeiten auf der fraglichen Kulturstufe. Steigt der Marktpreis der Arbeit über

dieses Minimum, so hebt sich die Lage des Arbeiters, aber die Möglichkeit der zunehmenden Lebensannehmlichkeiten übt einen ermunternden Einfluß auf die Bevölkerungsvermehrung aus und führt im Endresultate zur Anpassung des Marktpreises der Arbeit an den natürlichen Preis derselben. Dies ist mit einem Sinken der Löhne gleichbedeutend, welches so lange stattfinden muß, bis der Marktpreis der Arbeit wiederum beim Existenzminimum angelangt ist.

Ricardo kommt zu seiner Lohntheorie auf Grund theoretischer Erwägungen. Er untersucht den Arbeitsmarkt unter dem Gesichtswinkel der Kostentheorie und findet durch Analysierung der Faktoren der Nachfrage nach Arbeit sowie des Arbeitsangebotes, daß die ungünstige Gestaltung des letzteren Faktors den Lohn auf das Minimum sinken lassen müsse. Hiermit schuf er aber eine Lohntheorie, welche für die sozialistische Agitation wie geschaffen schien. Sie konnte kaum etwas Willkommeneres für ihre Zwecke finden. Die Lohntheorie Ricardos mußte bloß rot gefärbt werden, um das beste Agitationsmittel gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung abzugeben. Der große Agitator Lassalle war es, der dies bewirkte. Er gibt Ricardos Ansichten über den Lohn, welche er als Gemeingut der Wissenschaft bezeichnet, wieder und braucht dieser Theorie nichts mehr beizufügen als einen klanghaften Namen. Er nennt das Gesetz, der Lohn habe die Tendenz, dem Existenzminimum der Arbeiter zuzustreben, das eherne und grausame ökonomische Gesetz, das unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage den Arbeitslohn mit unerbittlicher Grausamkeit bestimmt. Auch er anerkennt es, daß das Existenzminimum einer gewissen Änderung zugänglich ist. Aber dies ändert, seiner Ansicht nach, an der Grausamkeit dieses Gesetzes gar nichts, denn ein gesteigertes Existenzminimum der untersten Lebensbedürfnisse gibt auch Leiden und Entbehrungen, welche frühere Zeiten nicht gekannt haben. Der durch den Lohn gesicherte Lebensstandard bleibt eben immer die unterste Stufe der Lebenshaltung, die unterste Stufe der Existenzmöglichkeit. Nicht auf das Absolute, sondern auf das Relative kommt es hier an. Was entbehrt der Botokude dabei, wenn er sich keine Seife kaufen kann? Beweist dies aber, daß der europäische Arbeiter, falls er sein Reinlichkeitsbedürfnis nicht befriedigen kann, keine Entbehrung leidet? Diese Frage kennzeichnet den Gesichtspunkt Lassalles. Die menschliche Lage des Arbeiters bleibt also seiner Ansicht nach dem Wesen

nach dieselbe, obzwar das Existenzminimum bei höherer Kultur unleugbar höher ist als auf niederer Kulturstufe, denn der Arbeiter bleibt auch jetzt am Rande der zurzeit gewohnheitsmäßig erforderlichen Lebensnotdurft.

37. Das Lohngesetz der kapitalistischen Verkehrswirtschaft.

Indessen, die Verhältnisse änderten sich. Die Erstarkung der Gewerkschaftsbewegung führte zu bleibenden Lohnerhöhungen. Man mußte einsehen, daß die These, der Arbeitslohn könne nicht dauernd über das Existenzminimum steigen, mit den Tatsachen nicht übereinstimmt. Das eherne Lohngesetz wurde gemildert und jener stets nie ganz unberücksichtigt gebliebene Satz in den Vordergrund der Erklärung gerückt, welcher zugibt, daß das Existenzminimum der Arbeiter, absolut betrachtet, steigen kann. So entstand die „standard of life"-Theorie des Arbeitslohnes, welche die Abhängigkeit des Lohnes von der eingewöhnten Lebenshaltung der Arbeiter betont. Was das eherne Lohngesetz für die Sozialdemokratie, das wurde jetzt diese Theorie des Arbeitslohnes für die Sozialpolitiker. Es wurde eine kulturelle Hebung der Arbeiterklasse durch englische und deutsche Sozialpolitiker sowie durch die Vertreter des christlichen Sozialismus gefordert, um hierdurch indirekt das Lohnniveau zu beeinflussen. Die Sozialdemokratie selbst mußte das eherne Lohngesetz aufgeben. Dies bedeutete aber für sie keineswegs das Verlassen jener Grundlage bei der Lösung der Frage nach dem Wesen und nach der Gestaltung des Arbeitslohnes, welche Ricardo durch seine Wert- und Preislehre geschaffen hat. Die Arbeitswerttheorie in ihrer Kombination mit dem Bevölkerungsgesetze blieb auch weiterhin jene Grundlage, auf welcher die sozialistische Richtung ihre Lohntheorie aufbaut. Bei Rodbertus tritt dies weniger zutage. Der Gesichtswinkel, unter welchem er sich das Lohnproblem stellt, läßt ihn hauptsächlich danach fragen, ob mit zunehmender Produktivität der Volkswirtschaft auch der Anteil der Arbeiter, welchen der Lohn repräsentiert, wächst, eine Frage, welche — wie wir ja bereits wissen — auch die bürgerliche Ökonomie beschäftigt hat. Darauf kommen wir noch später zurück. Die Antwort von Rodbertus auf die von ihm aufgeworfene Frage lautet verneinend. Es ist ebenfalls das Arbeitsangebot und die Beschaffenheit desselben die Grundlage, auf

welcher Rodbertus seinen Satz, daß die Quote, welche die Arbeiter vom Nationalprodukte erhalten, mit zunehmender Produktivität der Volkswirtschaft stets abnimmt, findet. Da der Arbeiter unbegütert ist und bloß durch Verdingen seiner Arbeitskraft sich in die Volkswirtschaft eingliedern kann, da andererseits die Zahl der Arbeiter sehr groß und der Druck ihrer unbefriedigten Bedürfnisse ein noch größerer ist, so müssen sie ihre Arbeitskraft unter Bedingungen veräußern, welche ihnen nicht jenen Anteil zukommen lassen, den sie durch ihre Arbeit schaffen, sondern bloß einen viel geringeren Teil. Die zunehmende Produktivität der Volkswirtschaft kommt also nicht ihnen, sondern den Grundbesitzern und Kapitalisten zugute, da die große Anzahl der Arbeiter, um die Dringlichkeit ihrer Bedürfnisse, für welche sie nicht anders als durch Verdingung ihrer Arbeitskraft sorgen können, sie zu einem Tausche zwingt, welcher keine Kenntnis von der Zunahme der Produktivität ihrer Arbeitskraft nimmt. Derselbe Gedankengang liegt auch der marxistischen Doktrin zugrunde. Marx geht davon aus, der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft zu ihrem Werte, also er bezahlt für sie ihre Produktionskosten. Seine ganze Produktionsweise ist darauf aufgebaut, Waren, die mehr Arbeit enthalten als er bezahlt hat, zu erzeugen, also ein Produktionsergebnis zu zeitigen, das einen Wertteil enthält, der ihm nichts kostet und dennoch auf dem Markte realisierbar ist. Auch Marx meint, dies wird für ihn durch die rasche Zunahme der Arbeiter ermöglicht, aber er fügt noch einen anderen Grund hinzu, welcher das Arbeitsangebot stets steigert und auf den Lohn fortwährend in erhöhtem Maße einen Druck ausüben muß. Es ist dies die fortschreitende Akkumulation des Kapitals, welche fortwährend das unvariable Kapital, also die sachlichen Produktionsmittel, an die Stelle des variabeln Kapitals, d. h. an die Stelle der menschlichen Arbeit, zu setzen bestrebt ist und hierdurch die Arbeitsnachfrage fortschreitend verringert. Hierdurch entsteht die industrielle Reservearmee, ein Heer von unbeschäftigten Arbeitern, und es wird diese zu einem wesentlichen Bestandteil der kapitalistischen Produktion, als das beste Mittel, die Löhne stets niedrig zu halten. Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, desto größer die industrielle Reservearmee. Je größer aber diese Reservearmee in ihrem Verhältnisse zu der Arbeit findenden Arbeitermasse ist, desto massenhafter ist die konsolidierte Über-

völkerung, deren Elend in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Arbeitsqual steht.

38. Die Lohnfondstheorie.

Die Schüler Ricardos gaben sich mit der Lohntheorie ihres Meisters nicht ganz zufrieden. Sie legten auf das von ihm betonte Moment der Produktionskosten der Arbeit weniger Gewicht und schoben ein anderes Moment, welches übrigens mit dem von Ricardo betonten Bevölkerungsfaktor im engsten Zusammenhange steht, in den Vordergrund ihrer Erklärung. Sie wurden hierbei sowohl von einzelnen Äußerungen, welche gelegentlich Smith wie Ricardo bei Erörterung des Lohnproblems getan haben, ebenso beeinflußt als vom leitenden Gedanken der berühmten Bevölkerungstheorie von Malthus. Wenn letztere den Angebotsfaktor auch ganz im Sinne der Theorie Ricardos auffaßte, indem sie die rasche Zunahme der Bevölkerung betonte, so gab sie auch gleichzeitig einen Hebel für die Erfassung des Angebotsfaktors auf dem Gebiete des Arbeitsmarktes. Diesen letzteren Hebel ergriffen nun die Schüler Ricardos, um die Nachfrage nach Arbeit eingehender zu analysieren. Sie konnten sich hierbei, wie bereits angedeutet, auf Äußerungen von Smith und Ricardo stützen, da besonders ersterer von jenem Fonds spricht, welcher zur Unterstützung der Nachfrage nach Arbeit der Volkswirtschaft zur Verfügung steht. Smith weist hiermit auf den Zusammenhang von Arbeitslohn und Nationalreichtum hin, indem er hervorhebt, daß bei zunehmendem Nationalwohlstande die Nachfrage nach Arbeit sich erhöht und daß der Arbeitslohn ohne ein Steigen dieser Nachfrage sich nicht erhöhen kann. Dieser Gedanke wurde im Anschluß an die Bevölkerungstheorie von Malthus aufgegriffen und zum Mittelpunkt der Lohntheorie gemacht, indem von James Mill, Mac Culloch, Senior und auch von Stuart Mill die Behauptung aufgestellt wurde, der Arbeitslohn hänge direkt von jener Kapitalmenge ab, welche in einer Volkswirtschaft für die Entlohnung der Arbeiter zur Verfügung steht. Der Arbeitslohn habe daher zwei Bestimmungsgründe. Zuerst jenen der Nachfrage, welcher sich nach dem der Volkswirtschaft für die Entlohnung der Arbeiter zur Verfügung stehenden Kapitalfonds, welcher Lohnfonds genannt wurde, richtet, und dann jenen des Arbeitsangebotes, welches von der Bevölkerungszunahme abhängt. Diese Theorie des Arbeits-

lohnes wurde die Lohnfondstheorie genannt und wurde alsbald zur herrschenden Theorie des Arbeitslohnes. Ihr Ergebnis bezüglich der Entwicklung der Arbeitslöhne ist dem Resultate, zu welchem die Lohntheorie Ricardos gelangt, ziemlich ähnlich. Auch die Lohnfondstheorie führt zu einer pessimistischen Beurteilung der Lohngestaltung, wie dies ja den damaligen Verhältnissen auch ziemlich entsprach. Für den niedrigen Stand der Löhne hat sie aber nicht nur den Grund der raschen Bevölkerungszunahme anzuführen, sondern sie beurteilt auch, ganz im Anschlusse an Malthus, die Zunahme des Lohnfonds in pessimistischer Weise. Ihr Begründer, James Mill, sucht nicht nur das Bestreben der Bevölkerung zu einer raschen Zunahme, sobald sich die Verhältnisse für die Arbeiterklasse nur etwas günstig gestalten, nachzuweisen, sondern er trachtet auch darzulegen, daß das Kapital die Tendenz habe, sich in langsamerem Tempo zu vermehren, als die Bevölkerung zunimmt. Würde das Kapital die Tendenz haben, sich ebenso rasch zu vermehren wie die Bevölkerung, so würden für jeden neu hinzugekommenen Arbeiter auch die Mittel, um sich Arbeit und Unterhalt zu verschaffen, gegeben sein. Sobald dies aber nicht der Fall ist — und James Mill ist bemüht dies zu beweisen —, so kann sich die Lage der arbeitenden Klassen nicht verbessern. Auch die künstlichen Mittel, die Kapitalzunahme zu beschleunigen, können seiner Ansicht nach keine wünschenswerten Ergebnisse zeitigen. Hierin liegt nach der Ansicht von James Mill die Ursache des allgemeinen Jammers der Menschheit. Obzwar, wie wir hierauf noch näher zu sprechen kommen werden, der Lohnfondstheorie große Angriffe zuteil wurden, so daß sich auch Stuart Mill bewogen sah, sich von dieser Theorie loszusagen, verlor sie doch nicht ganz ihre Anhänger. In England bekannte sich Cairnes auch, nachdem sie Stuart Mill widerrufen hat, zu ihr, und in Amerika wurde sie von Taußig vertreten, ja sogar einer der Theoretiker neuesten Schlages wie Böhm-Bawerk zeigte sich, bis zu einem gewissen Grade, als ihr Vertreter. Sein Grundgedanke, der sich auf die Begrenztheit des Vorrates an Gegenwartsgütern aufbaut und so zum Agio der Zukunftsgüter kommt, mußte ihn in nahe Verwandtschaft zu der Lohnfondstheorie bringen. Der Vorrat an Gegenwartsgütern nimmt für ihn den Charakter eines Subsistenzmittelfonds an, aus welchem sowohl die Löhne der Arbeiter als auch noch andere Posten zu bestreiten sind. Der Subsistenzmittelmarkt ist für ihn

der Markt, wo Gegenwartsgüter für Zukunftsgüter ausgetauscht werden. Sehen wir der Einfachheit wegen davon ab, daß der Subsistenzmittelfonds auch in anderen Richtungen in Anspruch genommen wird, so müssen wir voraussetzen, daß durch die Unternehmer solche Produktionsperioden gewählt werden, bei welchen während der Dauer derselben gerade der ganze disponible Subsistenzmittelfonds zur Versorgung der gesamten vorhandenen Arbeitermenge erforderlich, aber auch genügend ist. Die beiden Elemente der Lohnfondstheorie, nämlich der Lohnfonds, allerdings in der veränderten Form des Subsistenzmittelfonds, und die Bevölkerungszahl, als bestimmender Faktor der um diesen Fonds werbenden Arbeiterzahl, finden sich auch bei ihm vor. Eine weitere Verwandtschaft mit der Lohnfondstheorie lehnt Böhm-Bawerk freilich ab, allerdings nicht ganz mit Unrecht, denn er stellt sich das Aufeinanderwirken dieser Faktoren nicht so mechanisch und einfach vor, wie dies für die ältere Lohnfondstheorie charakteristisch ist. Vor allem schaltet er den Einfluß der Verschiedenheit der Länge des Produktionsprozesses in seine Erklärung ein, und die Berücksichtigung dieses Momentes ist ein charakteristisches Merkmal seiner Auffassung. Auch versäumt er es nicht wahrzunehmen, daß der Subsistenzmittelfonds nicht allein für die Beschäftigung der Arbeiter beansprucht wird, sondern auch andere Ansprüche auf denselben geltend gemacht werden. So vor allem die Ansprüche jener, die Konsumtivkredit begehren, sodann aber auch die der Kapitalisten selbst, wie auch die jener Grundeigentümer, die aus demselben ihren Lebensunterhalt bestreiten wollen, da sie ihre Grundstücke nicht selbst bewirtschaften. Trotzdem ändert dies kaum etwas daran, daß Böhm-Bawerk in seiner Erklärung der Lohngestaltung dem Wesen nach auf der Grundlage des Lohnfonds steht, denn, wenn er den Lohnfonds auch als Subsistenzmittelfonds anspricht, so bleibt er doch, wie bei der Lohnfondstheorie, mit der Zahl der Lohnarbeiter kombiniert, in seiner Theorie der wesentlichste Bestimmungsgrund des Arbeitslohnes.

In welchem Maße dieser Grundgedanke, der Arbeitslohn stehe in direktem Verhältnisse zur Kapitalmenge und zu der Zahl der Arbeiter, sich dem forschenden Geiste aufdrängt, beweist auch die Lohntheorie Spiethoffs. Auch er kehrt auf diesen Gedanken zurück und sieht im Verhältnisse des vorhandenen Kapitals zu der Lohnarbeiterzahl, wenn auch nicht den eigentlichen Bestimmungs-

grund des Arbeitslohnes, so doch die Obergrenze für Lohnsteigerungen.

Die deutsche Wissenschaft leistete auf dem Gebiete der Lohntheorie zunächst mehr Kritisches als Positives. Es ist das Verdienst Herrmanns, der überhaupt durch seine kritische Veranlagung und selbständige Denkungsweise hervorragt, die Lohnfondstheorie zu einer Zeit einer scharfen und tiefgehenden Kritik unterzogen zu haben, da sie noch unbeschränktes Ansehen genoß. Er wendet sich energisch gegen die Ansicht, der Lohn müsse sich direkt nach dem Verhältnisse von Kapital und Arbeiterzahl richten, und weist die zu jener Zeit hieraus oft hergeleitete Behauptung noch energischer zurück, die Unternehmer wären es, die die Arbeiter, indem sie aus ihrem Kapital die Löhne bestreiten, erhalten. Er hält dieser Behauptung den Einwand entgegen, die Unternehmer kaufen die Arbeit in letzter Reihe nicht aus ihrem Kapital, sondern aus jenem Erlös, welcher ihnen durch den Verkauf ihrer Produkte seitens der Konsumenten zufließt, denn sie kaufen ja die Arbeit zum Wiederverkauf in der Form fertiger Produkte. Hiermit stellt er sich schon zu jener Zeit auf jenen Standpunkt, den Walker in den siebziger Jahren in dieser Frage einnimmt, den die Theorie auch heute vertritt und welchen einer der modernsten Theoretiker, Seligman, mit folgenden Worten ausdrückt: „Die Löhne werden nicht aus dem Kapital bezahlt, sie werden bloß vom Kapital ausgelegt. Sie werden aus dem Produkt bezahlt. Die Arbeit verdient also ihren Anteil am Produktionsertrag in derselben Weise wie das Kapital." Auch sieht er in der Behauptung, der Lohn werde aus dem Kapital bestritten, eine unerlaubte Ausschaltung der Tatsache, daß jene an sich nicht zu unterschätzende Zahl von Arbeitern aus dem Einkommen entlohnt wird, welche persönliche Dienste leisten.

Erst dreißig Jahre später erhob sich die Kritik in England gegen die der Kapitalistenklasse so willkommene Lohnfondstheorie und erschütterte den Glauben daran, daß alle Bestrebungen, auch jene der Gewerkschaften, zur Erhöhung des Arbeitslohnes ein Schlag ins Wasser seien, solange sie nicht den Lohnfonds selbst erhöhen oder die Arbeiterzahl verringern. Allerdings setzte nun diese, zuerst von Longe und dann von Thornton vertretene Kritik

[1] Siehe Seligman, Principles of Economics. 3. Aufl. New York 1908. S. 416.

mit solcher Wucht ein, daß sich sogar eine Autorität vom Range Stuart Mills vor ihr beugen mußte, indem er Thornton gegenüber die Unhaltbarkeit der Lohnfondstheorie zugab. So wurde denn die Lohnfondstheorie, welche nun auch in Amerika durch Walker einer scharfen Kritik unterzogen wurde, auch in England unpopulär, obzwar, wie wir wissen, der Grundgedanke derselben in England so wenig beseitigt wurde als in den wissenschaftlichen Bestrebungen anderer Länder.

39. Die Produktivitätstheorie des Arbeitslohnes.

Allerdings war es kein leichtes, neben diese Kritik auch eine entsprechende positive Leistung auf diesem Gebiete zu stellen. Doch keimte wiederum in der deutschen Wissenschaft, und zwar in den Untersuchungen von Thünen ein Gedanke, welcher sich auch auf diesem Gebiete als äußerst fruchtbar erweisen mußte und auch in der Lohntheorie zu einer großen Zukunft berufen war. Wie wir aus den früheren Kapiteln bereits wissen, ist es der Gedanke der Grenzproduktivität, welcher ihm als Hauptfaktor im Verteilungsprozeß vorschwebt.

Um überhaupt die Lohntheorie aus ihrem Geleise, auf welchem sie sich eigentlich schon seit dem Durchdringen der physiokratischen Lehre bewegte, herauszubringen, mußte sie zunächst vom Banne der Malthusschen Bevölkerungslehre befreit werden. Sowohl das eherne Lohngesetz als die Lohnfondstheorie und die Ansichten der Soialzisten über den Lohn stehen unter der Wirkung des Bevölkerungsgesetzes. Thünen ist es zuerst gelungen, sich von dieser magischen Kraft loszumachen und seine Blicke auf andere Gesichtspunkte der Lohngestaltung zu lenken.

Der Gesichtspunkt Thünens wird bei der Untersuchung der Lohnfrage dadurch bestimmt, daß er jene Lösung, welche Ricardo den Lohnproblemen gibt, für empörend hält, und durch die Behauptung, der Lohn könne nicht ständig über das Existenzminimum steigen, zur Untersuchung jener Frage angeregt wird, ob denn ein Zunehmen der Produktivität der Arbeit auf das Los der Arbeiter ganz ohne Wirkung sei. Obzwar in der Fragestellung selbst nichts Unrealistisches steckt, so läuft die Untersuchung Thünens nichtsdestoweniger darauf hinaus, einem Gerechtigkeitsmomente Rechnung zu tragen und den natürlichen und gerechten Lohn festzustellen. Um jenen Komplikationen bei der Frage zu entgehen, welche die Vielseitigkeit der modernen Wirt-

schaft enthält, wählt er für seine Untersuchung einen isolierten Staat im Tropengebiete, in dessen Mitte sich eine einzige Stadt befindet, welche den Markt für alle im Staate erzeugten Produkte abgibt. Die Verkehrswege zu dieser Stadt denkt sich Thünen alle gleichartig, so, daß die Entfernung allein für die Frachtkosten entscheidend ist, was seiner Voraussetzung gemäß bewirkt, daß in einer bestimmten Entfernung von der Stadt keine Bodenrente mehr existiert. Auf diese Grenze der kultivierten Ebene, wo es noch genügend unbesetztes Land zur Urbarmachung gibt, verlegt er seine Untersuchung, da er ja hier nicht mit der das Problem der Verteilung komplizierenden Bodenrente rechnen muß und sonach annehmen kann, daß sich Kapital und Arbeit allein in den Ertrag der Produktion teilen können. An dieser Grenze der Produktion, meint er, liegt es nun in der freien Wahl der Arbeiter, ob sie auch ferner für Lohn arbeiten oder aber mit Hilfe der angesammelten Ersparnisse ein Stück Land urbar machen wollen, um dann den Boden selbst zu bewirtschaften. Er denkt sich die Arbeiter, welche ein Stück Land urbar machen wollen, zu Gruppen vereinigt, um sich in zwei Abteilungen zu teilen, wovon die eine die Arbeit der Urbarmachung im Feld übernehmen kann, die andere aber weiter für Lohn auf anderen Gütern arbeiten muß, um die Subsistenzmittel für die erste Gruppe herbeizuschaffen. Ist nun die Arbeit vollbracht und das Land urbar gemacht, so bedarf jene Gruppe von Arbeitern, welche dieses Land besetzt, selbst wieder Arbeitskräfte, um das nun urbar gemachte Land bewirtschaften zu können. Solche Arbeiter werden sich aber bloß finden, wenn ihnen ein Lohn gezahlt wird, welcher jenem Überschusse gleich ist, der auf Zinsen gelegt gleich der Rente der kapitalerzeugenden Arbeiter ist, denn würden sie bloß den auf den übrigen Gütern üblichen Lohn erhalten, so würden es die Arbeiter, falls dieser unter jenem Produktionsüberschusse liegt, vorziehen, selbst zur Urbarmachung von Feldern überzugehen und sich eine eigene Siedelungsstelle zu schaffen. Diese Möglichkeit wird es also mit sich bringen, daß sich der Arbeitslohn für alle Arbeiter im isolierten Staate auf diese Höhe heben muß. Die entscheidenden Faktoren also, welche den natürlichen Arbeitslohn bestimmen, findet Thünen einerseits in den Unterhaltungskosten, im Existenzminimum, welches den Arbeitern für die Arbeitsperiode gewährt werden muß, andererseits aber im Jahresprodukte, welches sie hervorbringen können. Auf dem Wege der mathe-

matischen Methode gelangt er dann zu dem Ergebnis, daß der natürliche Arbeitslohn gleich $\sqrt{ap}$ sein muß, wobei a das Existenzminimum der Arbeiter, p hingegen ihr Arbeitsprodukt darstellt. Obzwar diese Voraussetzungen augenscheinlich auf höherer Kulturstufe der Wirklichkeit nicht entsprechen, so war Thünen doch der Meinung, daß sich die in seiner Formel bezeichnete Tendenz auch unter den veränderten Voraussetzungen zu verwirklichen trachtet.

Wie wir bereits oben berührten, gehörte Thünen zu jenen Theoretikern, deren Lebenswerk in ihrer Zeit nicht die verdiente Beachtung fand. Er eilte seiner Zeit zu sehr voran, um durch seine Arbeit eine ähnliche Wirkung hervorzurufen, als weniger begabten, aber an die Gedankengänge ihrer Zeit geschickter anknüpfenden Gelehrten beschieden war. Auch schreckte die Behandlungsweise des Lohnproblems durch Versetzung der Untersuchung in den isolierten Staat viele davon ab, sich auf diesen Weg zu begeben, aber die Bedeutung Thünens für die Theorie des Arbeitslohnes liegt auch nicht darin, eine Lohntheorie geschaffen zu haben, welche gleich als ein fertiges Ergebnis von der Nachwelt akzeptiert werden könnte. Sie liegt vielmehr darin, einem Momente Beachtung geschenkt zu haben, welches bis zu seiner Zeit jenen entgangen ist, die eine Lösung des Lohnproblems gesucht haben.

Dieser Gedanke, der Lohn müsse in einem gewissen Zusammenhange mit der Produktivität der Arbeit stehen, mußte sich früher oder später Bahn brechen, da es ja doch auf der Hand liegt, daß die Entlohnung des Arbeiters vom Gesamtresultate der Produktion nicht unabhängig sein kann und es doch nicht geleugnet werden kann, daß dieses Gesamtresultat auch von der Produktivität der Arbeit abhängt. Wenn sogar Lassalle zugegeben hat, das Existenzminimum könne sich mit zunehmender Kultur heben, so liegt hierin der beste Beweis, daß sogar die Anhänger des ehernen Lohngesetzes sich dieser Erkenntnis nicht ganz verschließen können, denn die Hebung des Existenzminimums mit zunehmender Kultur kann ja bloß auf Rechnung der zunehmenden Produktivität gesetzt werden. Die Behauptung, der Arbeiter bleibe doch stets auf dem äußersten Rande dessen, was nach den Bedürfnissen jeder Zeit zu dem notwendigsten Lebensunterhalt gehört, ändert hieran nichts.

Der von Thünen auf die breite Basis des ganzen Verteilungs-

prozesses gestützte Gedanke, die Produktivität der Arbeit beeinflusse den Arbeitslohn, wurde unter dem Einflusse von Hearn und Condillac in England schon von Jevons vertreten. In größerer Ausdehnung eroberte jedoch der Gedanke der Abhängigkeit der Löhne von der Produktivität der Arbeit die Geister in Amerika, im emporstrebenden, kapitalarmen Lande, wo die Behauptung, der Lohn werde aus dem Kapital gezahlt und die Zunahme der Zahl der Arbeiter müsse den Lohn drücken, mit den Verhältnissen so wenig übereinstimmte, und wo die europäischen Einwanderer damals gern gesehene Gäste waren. Der Auffassung, die Lohnhöhe sei ein Ergebnis des Verhältnisses vom Lohnfonds und der Arbeiterzahl, trat hier Francis Walker scharf entgegen. Nicht unbeeinflußt von Jevons griff auch er zu dem Produktivitätsprinzip, aber in einer nicht ganz glücklichen Weise. Wie wir bereits wissen, faßte er Grundrente und Profit gleich als Überschüsse über die Produktionskosten auf; diese selbst zerlegt er in Zins und Arbeitslohn. Der Zins gehorcht seinem eigenen Gesetze und wird durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage bestimmt; er ist also ein fester Satz und ein bestimmter Posten, welcher aus dem Erlös der produzierten Güter zu bestreiten ist. Der andere Teil, der Rest der Produktionskosten, ist nach der Meinung Walkers nicht so bestimmt: er fällt den Arbeitern als Lohn zu und wird je nach dem Grade der Produktivität der Arbeit wechseln. Der Grundgedanke also, auf welchem die Lohntheorie Walkers aufgebaut ist, liegt darin, daß Grundrente, Profit und Zins bestimmte Größen sind, der Arbeitslohn hingegen nicht, und daß er deshalb sich je nach dem Produktionsergebnisse richten müsse. Seine Produktivitätstheorie des Lohnes ist also eine Residualtheorie. Ähnliche Ansichten wie Walker vertraten auch einige Franzosen, so Chevalier, Leroy-Beaulieu und Levasseur. In dieser Form konnte sich aber der Produktivitätsgedanke in der Theorie nicht verallgemeinern, da, um nichts anderes hervorzuheben, der Arbeitslohn ein vertragsmäßiges und von vornherein festgestelltes Einkommen ist und sonach dem Residualprinzip am wenigsten entspricht.

Anders gestaltete sich die Aufnahme des Produktivitätsgedankens durch die Grenznutzentheorie. Im Gesetz der Zurechnung des produktiven Beitrages und in der Anwendung der Werttheorie auf die Produktivgüter besitzt ja diese zwei Gesetze, welche sie von vornherein auf die Berücksichtigung des Pro-

duktivitätsmomentes führen. Der Wert der Arbeit muß vom Standpunkte dieser Theorie durch ihren Ertrag, und zwar durch ihren produktiven Grenzertrag bestimmt werden, und es kann sich nur darum handeln, ob dieser produktive Grenzbeitrag auch tatsächlich ausgezahlt wird. Die Grenznutzenlehre löst nun dieses Problem mit Hinweis darauf, daß die Arbeit ebenfalls in einer beschränkten Menge vorhanden ist und deshalb der Produktion bloß in der erforderlichen Menge zur Verfügung steht, wenn sie ihrem Werte gemäß bezahlt wird. Die große Verbreitung der Grenznutzenlehre hat dann dieser Produktivitätstheorie der Arbeit eine fortschreitende Bedeutung gesichert, zumal in Amerika, wo ja die neue Wertlehre außer Österreich zuerst allgemeinen Anklang fand. Clark ist es, der von den Amerikanern am meisten zu dieser Verbreitung der Produktivitätstheorie auf dem Gebiete des Arbeitslohnes beitrug. Seine Beweisführung erinnert ganz von weitem an jene Thünens, nur gelingt es ihm, die Bodenrente auf eine weniger wirklichkeitsfremde Art auszuschalten. Er bedient sich nämlich hierzu des oben bereits ausgeführten erweiterten Rentenbegriffes[1], nach welchem die Rente als ein Surpluseinkommen zu betrachten ist, welches als Überschuß über den Ertrag der an letzter Stelle noch verwendeten Kapital- bzw. Arbeitseinheit entsteht. Bei einer solchen Fassung des Rentenbegriffes müssen sich Kapital und Arbeit allein in jenen Ertrag teilen, welchen sie gemeinsam erzeugen. Er nimmt ferner an, die vorhandene Arbeiterschaft würde in eine möglichst große Zahl voneinander gleicher Gruppen geteilt. Setzen wir nun voraus, daß bloß die eine dieser Gruppen zur Verwendung kommt, so stünde ihr das ganze Kapital der Gesellschaft zur Verfügung, und es wäre die Bedeutung der Arbeit für die Gesamtheit im Verhältnisse zur Bedeutung des Kapitals eine äußerst große und das Produkt der Arbeitseinheit sehr hoch. Wenn nun eine andere Gruppe neben dieser ersten die Arbeit aufnimmt, so fällt auf den einzelnen Arbeiter bloß die Hälfte vom Kapital, welches früher, als nur eine Gruppe arbeitete, jedem einzelnen Arbeiter zur Verfügung stand, weshalb auch die Bedeutung der Arbeit für die Gesamtheit im Verhältnisse zur Bedeutung des Kapitals gesunken ist. Das Gesamtprodukt, welches sich hierbei ergibt, ist wohl größer als jenes Ergebnis, welches bloß eine Arbeitergruppe mit demselben Kapital hervorbringt, aber es ist nicht

[1] Vgl. oben das 26. Kapitel.

doppelt so groß als das Resultat der Produktion bei Anwendung bloß einer Arbeitergruppe. Jener Zuwachs am Ertrag, welcher durch Einstellung der zweiten Arbeitergruppe entsteht, bildet nun das Produkt dieser Arbeitergruppe; bei der Heranziehung einer dritten Arbeitergruppe vollzieht sich derselbe Vorgang und so auch bei der Einziehung der übrigen Gruppen. Jene Differenz, welche zwischen dem Produkt aller übrigen und der zuletzt eingestellten Arbeitergruppe entsteht, gibt uns jenen Beitrag, welcher einer jeden Arbeitergruppe zugeschrieben werden muß, da ja jede infolge Gleichmäßigkeit der Gruppen als die letzte betrachtet werden kann. Diese Differenz bestimmt die Grenzproduktivität der Arbeit und sie ist sonach dem Arbeiter als Lohn auszubezahlen, da sonst bei Entlassung einer Gruppe sich ein Ausfall der Produktion ergeben müßte, und um dies zu vermeiden, die Unternehmer unter sich um die Arbeiter konkurrieren.

Wenn auch nicht in derselben Form und nicht mit derselben Ausschließlichkeit, so wird doch die Produktivitätstheorie von beinahe allen amerikanischen Schriftstellern angenommen. Sie wird bei ihnen durch dieses oder jenes Moment ergänzt, aber der Grundgedanke der Lohntheorie dreht sich doch stets um sie. So kombiniert sie z. B. Fetter, der, wie wir ja wissen, ein eifriger Verfechter der Rolle des Zeitmomentes ist, mit diesem letzteren und lehrt, daß der Arbeiter seinen Produktivgrenzbeitrag erhält, doch den Gegenwartswert und nicht den Zukunftswert dieses Beitrages, wodurch also das Diskontierungsmoment auch in der Lohntheorie Berücksichtigung findet. Andere, wie z. B. Carver, kombinieren diesen Gesichtspunkt mit dem Momente des Arbeitsleides, indem darauf hingewiesen wird, daß einerseits der produktive Grenzbeitrag den Lohn bestimme, andererseits hierzu aber das Grenzleid, jene Anstrengung als zweiter Bestimmungsgrund trete, welche der letzte Arbeiter machen muß, um diesen Grenzertrag zu erzielen. Seligman wiederum vertritt eine gewisse Mischung von Produktivitäts- und standard of life-Theorie, indem er neben der Grenzproduktivität der Arbeit auch den Einfluß der Lebenshaltung der Arbeiter auf den Lohn stark betont. Er betrachtet die Kosten der Lebenshaltung als Grenzkosten der Arbeit und räumt ihnen in dieser Form seiner Werttheorie gemäß einen Einfluß auf den Lohn ein, doch betont er, daß dieselben auch selbst von der Grenzproduktivität abhängen, welche sonst das eigentlich entscheidende Moment in seiner Lohn-

theorie bleibt. Mehr in seiner ursprünglichen Fassung wird der Gedanke der Grenzproduktivität in der Lohntheorie Wicksells angewendet, und es liegt wohl darin vielleicht keine Übertreibung zu sagen, daß heute die Lohntheorie in erster Reihe durch den Gedanken der Grenzproduktivität beherrscht wird.

Überblicken wir all diese Versuche, welche zur Erklärung der Bestimmungsgründe der Lohnhöhe bisher unternommen wurden, so können wir nicht umhin, neben dem unbestreitbar großen Fortschritt der Theorie auf einen gewissen Rückschritt derselben hinzuweisen. Die klassische Theorie war bestrebt, das Lohnproblem direkt als Preisproblem zu erfassen. Sie ging dabei augenscheinlich zu einseitig vor, legte zu großes Gewicht auf das Angebot und vernachlässigte, wenigstens in ihrer ursprünglichen Fassung durch Ricardo, die Nachfrageseite des Marktes. Die Lohnfondstheorie war zwar bestrebt, diesem Mangel abzuhelfen, jedoch, wie wir wissen, in einer unzureichenden und ebenfalls stark einseitigen Weise. Die Produktivitätstheorie wiederum faßte das Lohnproblem von der anderen Seite an. Obzwar nicht in der Form der Markterscheinung der Nachfrage, sondern in der Form des Produktionsresultates erfaßt, handelt es sich bei ihr doch, in die Marktsprache übersetzt, eigentlich um die Nachfrage, und es wird die Angebotsseite durch sie mehr oder weniger vernachlässigt. Aber nicht bloß hierin, sondern eben in der direkten Anknüpfung an die Grenzproduktivität scheint uns eine nicht ganz erlaubte Abweichung von der Wirklichkeit zu liegen. Der Arbeitslohn ist ein Resultat der Preisbildung. Dies wird bis zu einem gewissen Grade von der Produktivitätstheorie des Arbeitslohnes vernachlässigt, indem die Lohntheorie direkt an die Werttheorie angeschlossen wird, ohne jenem Umstande entsprechend Rechnung zu tragen, daß die Wertgesetze im Preiskampfe nicht direkte Anwendung finden, sondern bloß die Elemente für den Preiskampf abgeben. Schon Zwiedineck-Südenhorst hat darauf hingewiesen, daß es nie unberücksichtigt bleiben darf, daß die Lohnbildung stets zwei Angebote, eines seitens des Unternehmers und eines seitens des Arbeiters zur Voraussetzung hat. Allerdings stellt sich dieser Auffassung eine große Schwierigkeit entgegen, nämlich jene, daß der Arbeiter für seine Arbeit scheinbar keine selbständige Wertschätzung besitzt. Trotzdem scheint uns dieser Weg gangbar, denn wir müssen berücksichtigen, daß es sich seitens der Arbeiter eigentlich um einen reinen Tauschwert handelt,

welcher ja stets einer vollkommenen Selbständigkeit entbehrt, deshalb aber nie als nicht vorhanden betrachtet werden darf. Gewiß fehlen für den Arbeiter jene prompt berechenbaren Anhaltspunkte in der Wertschätzung, welche der Unternehmer in seiner Kostenrechnung sowohl für den Tauschwert seiner Waren als auch für den Ertragswert der Arbeit besitzt, aber in seiner herkömmlichen Lebenshaltung, sowie in den von anderen Arbeitern erzielten Löhnen besitzt der Arbeiter ebenfalls Anhaltspunkte, welche ihm eine — wenn auch abgeleitete — Eigenwertschätzung seiner Arbeitskraft ermöglichen. Auf der einen Seite also die Grenzproduktivität, auf der anderen Seite die eingewöhnte Lebenshaltung und die einmal erreichten Löhne bilden zwei Preisgrenzen, zwischen welche der Lohn unter Einwirkung der Marktgesetze fallen muß. Gewiß bleibt hierbei der Gedanke der Grenzproduktivität als wichtiger Faktor der Lohnbildung unberührt, er kommt jedoch ohne Einseitigkeit und ohne jenen Umstand zu übersehen zur Geltung, daß der Arbeitslohn stets ein Marktergebnis bleibt und in der Verkehrswirtschaft nicht das direkte Ergebnis der Wertschätzung sein kann. Sowohl in der amerikanischen Literatur als auch im unlängst erschienenen Werke Cassels finden sich sehr beachtenswerte Versuche, die Lohntheorie auf diese Basis zu stellen und sie so einer Weiterentwicklung entgegenzuführen.

Der Wolkenschulze Von Max Jungnickel. In alter Fraktur geschrieben u. zweifarbig gedruckt. In gediegenem Bande Mark 6.—

Eine neue köstliche Prosadichtung, ein echtes Kind seiner Muse, rein, heiter und doch wieder ernst voll tiefer Wahrheiten. Im Frühling saß der Dichter in einem märchenwunderlichen Dorfe Thüringens. Und in die singende Frühlingsstille träumt er sich den Heiland ins Dorf hinein, den Wolkenschulzen, den vom Lenz überblauten Beherrscher des Dorfes. „Meine Weltanschauung habe ich in meinen Dorfchristus gelegt, mein Verhältnis zu Gott. Kommt, ich will Euch zu meinem Heiland führen. Vielleicht macht er Euch froh in schwarzen Tagen."

Das neue Geschlecht Ein Roman von Johan Skjoldborg.

178 Seiten. Geheftet Mark 5.—. Gebunden Mark 8.—

Skjoldborg hat hier ein Werk voller Glauben und Zukunftshoffnung geschaffen: einen Bauernroman, den man ein soziales Bauernidyll nennen kann. Skjoldborg meldet von einer neuen Bauerngeneration, die von modernen Ideen erfaßt, mit neuzeitlicher Dichtung und Kultur in Zusammenhang stehend, stolz und sicher ihre Bauernart wahrt, ihr eigenes Leben ausbaut und den Lockungen der Großstadt widersteht. Das „Neue Geschlecht" kann für alle ein Buch des Trostes und der Aufrichtung werden.

Schwarze Strahlen Roman von Arnim Steinart (F. A. Loofs).

330 Seiten. Geheftet ca. M. 5.—. Gebunden ca. M. 8.—

Nur in den Stunden der Vertiefung löst sich die grobe Wirklichkeit zu einem Schleier auf, hinter welchem wir die Dinge in ihrem Wesen und ihrer wahren Bedeutung erblicken. So hat der Verfasser die Menschen und das Geschehen dieses metaphysischen Romans gesehen: gleichsam durch die stoffliche Wirklichkeit hindurch, um sie in höherer, wesentlicher Gestaltung vor uns hinzustellen. Im Mittelpunkt einer Handlung von atemloser Spannung steht Orta Runach, ein weiblicher Lucifer. Von ihr, dem gefallenen Engel, geht der Haß gleich schwarzen Strahlen aus. Liebe und Haß erscheinen in ihr zu den Polen einer fast übernatürlichen Persönlichkeit verkörpert.

Vom Baume der Erkenntnis Von Prof. Dr. Fr. Schumacher. Ca. 280 S. Geh. ca. M. 4.—. Geb. ca. M. 6.—

Diese geistvollen Phantasien und Satiren einer unserer größten Künstler, die neben seiner gewaltigen Berufsarbeit entstanden, sind ein Spiegel seines reichen Innenlebens und eine schöne Gabe für feingestimmte Bücherfreunde. Aus dem Inhalt: Vom weisen Meister / Die Erfindung / Legende vom toten Teufel / Der Lügner / Vom Schicksal / Der Hund / Vom lieben Gott des Waldes / Ahasver / Die mißglückte Himmelfahrt / Zwei Künstler / Wolken. Die Macht des Homunculus / Die Frage / Das Mittel / Die Eulenspiegelschule / Die Fühlung mit dem Volke / Das Interview / Die geistige Atmosphäre / Die Berufszentrale / Eine literarische Entdeckung.

Karl Gjellerup

Der goldene Zweig Dichtung u. Novellenkranz aus der Zeit des Kaiſ. Tiberius. 9.—13. Tauſ. 339 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

„Es ſind Bilder von überwältigender Schönheit. Mit der Geſtaltungskraft und der Kennerſchaft des hiſtoriſchen Forſchers und philoſophiſchen Denkers läßt er äußeres und inneres Leben erſtehen und malt in bezaubernden Farben die ſüdliche Landſchaft und den Prunk römiſcher Kunſt und Verſchwendung. Über ſeinem Buche liegt die Weihe eines Bekenntniſſes zur ſieghaften Kraft der chriſtlichen Heilslehre und des germaniſchen Weſens."

Hamburgiſcher Correſpondent.

Die Gottesfreundin Rom. 6.—9. Tauſ. Geh. M. 5.—. Geb. M. 8.—

„Eine Reihe farbenprächtiger, tiefgründiger Bilder, die ſich auf dem düſtern Hintergrund des 14. Jahrhunderts mit ſeinem Aberglauben und ſeinen Hexenprozeſſen abſpielen. Wie die Herrin der Burg Langenſtein den Führer der „Ketzer" ſchützt, und wie der zelotiſche Biſchof Ottmar, der die Ketzer verfolgt, vom Saulus zum Paulus wird, und mit der Burgherrin, die er in fröhlicher Jugend heiß geliebt hatte, als ſieghafter Beſiegter in den Tod geht, das wird uns in hochdramatiſcher, von dichteriſchem Schwung beſeelter Darſtellung berichtet."

Berliner Morgenzeitung.

Seit ich zuerſt ſie ſah 5.—8. T. 430 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 8.—

„Dieſes ſchöne Idyll mit ſeinem tragiſchen Ausgang iſt eins der wundervollſten Werke Gjellerups. Ein ganzer Liebesfrühling iſt hier in die Stimmungsbilder aus Dresden und aus der ſächſiſchen Schweiz hineingezaubert; tiefe Wehmut, tragiſcher Schmerz verleihen dem Roman ſein wunderbares, unvergeßliches Aroma. . . Der Verfaſſer feſſelt, mag er nun die Natur, die Kunſt oder die Menſchen ſchildern. Immer vertieft er ſich in ſeinen Stoff."

Aarhus Stiftstidende.

Das heiligſte Tier Ein elyſiſches Fabelbuch. 390 Seiten. Geheftet M. 7.—. Gebunden M. 10.—

Nur ein Dichter von Gjellerups Geſtaltungskraft, ſeinem ſonnigen Humor, ſeiner tiefen, auf reichem philoſophiſch-hiſtoriſchen Wiſſen beruhender Weltanſchauung konnte ſich an einen ſolchen Stoff heranwagen. Im Elyſium erwacht unten den in ewiger Heiterkeit auf der Aſphodeluswieſe wandelnden Tieren der Wunſch, ein Tier möge heilig geſprochen und von allen anderen verehrt werden. Dies entfacht ſofort den Ehrgeiz, die Parteibildung, den Wettkampf. Die einſt im Leben berühmten Männern angehörenden Tiere übernehmen die Führerrolle und werden zu Trägern der Ideen ihrer Herren. Erhabene und groteske Szenen wechſeln ſich ſo ab, und in unterhaltendſter Form rauſchen die großen weltgeſchichtlichen Vorgänge an uns vorüber. Eine einzigartige Dichtung.

Karl Gjellerup

An der Grenze Roman. 272 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 8.—

Mit seinem neuen Werke führt uns Gjellerup in die herbe, meerdurchleuchtete Schönheit seiner dänischen Heimat. Wunderliche und spröde Menschen stellt er in einem Kleinstadtidyll nebeneinander, den griesgrämigen Amtsrichter Thomsen, seinen pedantischen Sohn, den Assessor, den schlichten Gutsbesitzer und die prachtvollen und tatkräftigen Mädchengestalten. Gjellerup zeigt sich in dem neuen Werke als Meister realistischer Darstellung und feiner landschaftlicher Schilderung.

Die Hügelmühle Roman in fünf Büchern. 3. Auflage. 450 Seiten. Geheftet etwa M. 8.—. Gebunden etwa M. 10.—.

„In streng dramatischem Aufbau steigt die Handlung empor. Jede Gestalt atmet Wirklichkeit: die hellseherische, sterbende Müllerin, der unentschlossene Müller, die sinnliche und doch kalt berechnende Mühlmagd Liese und ebenso alle Nebenfiguren. Eine drückende Schwüle liegt über der Erzählung der ersten vier Bücher. Immer mehr verstricken sich die Bewohner der Mühle in Schuld, bis die schreckliche Katastrophe erfolgt. Und die Sühne im fünften Buche ist so grausig erhaben, daß kein Abflauen der Handlung spürbar wird.
Wartburg.

Die Weltwanderer Romandichtung. Zwei Bände. 3. Aufl. Etwa 700 Seiten. Geheftet etwa M. 10.—. Gebunden etwa M. 14.—

„Der Gedanke der Wiedergeburt wird darin in einer seltsamen, auf das feinste geschliffenen Form veranschaulicht. Dieselben Menschen, die im entfernten Altertum atmeten, und deren Taten und Leiden uns Gjellerup zeigt, — wir sehen sie zugleich als Personen in modernerer Zeit. . . . Karl Gjellerups Bücher gehören mit ihren unvergänglichen Schönheiten der Weltliteratur an. Seien wir stolz darauf, daß sie in unserem geliebten Deutsch ersonnen und niedergeschrieben wurden, und sorgen wir nach Kräften dafür, sie zum Allgemeingut unseres Volkes werden zu lassen." Der Bücherwurm.

Die Hirtin und der Hinkende

Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. Geheftet etwa M. 4.—. Gebunden etwa M. 6.—.

„Mit seiner Schalkhaftigkeit und seinem sommerlichen Behagen versenkt sich der Dichter in dieser wunderzarten Liebesgeschichte in das unter Mittelmeersonne warm erglühende Wesen altgriechischer Hirtenkultur. Dem Leser dieses entzückenden Büchleins steigen im Sinnen grüngoldige und rosigbraune Landschaften Claude-Lorrains auf und die idyllische, bewegte Handlung, das Verlieren und Wiederfinden der herbkeuschen schönen Schinels und ihres treuen, stolzen Werbers Arkas fesselt immer von neuem." Berner Bund.

Carl Busse

Die Schüler von Polajewo

Drittes bis viertes Tausend. 283 Seiten. Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 5.50

„An diesen Bildern können wir Lehrer lernen mit der Jugend fühlen und empfinden, können wir tieferes Verständnis für sie gewinnen ... Die kleinen Schülerkomödien und -tragödien sind meisterhaft entworfen; einige steigern sich trotz ihrer Kürze oder gerade deswegen zu einer dramatischen Kraft, daß man den Atem anhalten muß. . . Hätte ich B.'s Schüler von Polajewo schon als Schulamtskandidat gelesen, ich hätte manchen Erziehungsfehler nicht begangen."

Geheimr. Dr. Adolf Matthias (Zeitschr. f. höhere Schul.)

Im polnischen Wind

Ostmärkische Geschichten. 302 Seit. Geheftet Mark 3.50. Gebunden Mark 5.—

„Zu erzählen versteht Carl Busse. Man hat bei ihm zum erstenmal wieder das Gefühl, gleichsam in einem zufällig zusammengekommenen Kreise von Zuhörern zu sitzen, aus denen heraus, durch das Gespräch angeregt, sich einer ganz ungezwungen löst, um den Lauschenden ringsum eine Geschichte zum besten zu geben. Etwas von der Gesellschaftssphäre wird lebendig, aus der die ersten echten Novellen zur Zeit Boccaccios geboren wurden."

Westermanns Monatshefte.

Federspiel

Westliche und östliche Geschichten. 397 Seit. Geheftet Mark 3.50. Gebunden Mark 5.—

„Es ist eine eigenartige und bedeutende Kunst, die in den Geschichten Carl Busses ihren Ausdruck gefunden hat: wundervolle Beobachtung des Lebens und seiner Werte, Ernstes und Lachendes, Trauriges und Wahres in der irisierenden Mischung, die eben nur das Leben kennt... Eine Welt von feinen Dingen, von intimen Klängen, von echten Menschen- und Herzenstönen tut sich in dem Buche auf. Wer es liest, wird dankbar sein."

Hamburger Nachrichten.

Sturmvögel

Kriegsnovellen. 264 Seiten. Gebunden M. 3.60

„Die Liebe ist es, die alles durchdringende und alles Menschliche erfassende, die dem Dichter sein Buch diktiert hat. Man fühlt's auch aus seiner Sprache gar bald heraus. Sie übt eine Wirkung wie in großen, reinen Linien eines monumentalen Gebäudes. Überall edelste Formgebung, die frei ist von jeder ablenkenden und verwirrenden Verschnörkelung. Alles in allem: Wir haben unter den neuesten Büchern eines der empfehlenswertesten vor uns."

Rostocker Zeitung.

Carl Busse

Winkelglück Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. 57. bis 71. Tausend. 237 Seiten mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Gebunden M. 4.—

„Die Fröhlichkeit, die das Buch kündet, quillt aus dem Herzen, aber was mehr ist: sie strömt aus dem reichen Herzen eines echten Dichters. Und das vergoldet sie, macht sie feingliederig, füllt sie mit still leuchtenden Farben und läßt doch tief, tief auf ihrem Grunde auch das große Herzweh der Zeit in wehmütig heimlicher Musik zitternd weiterklingen. Ein kluger und innerlich reicher Mensch, dem verliehen ist, mit Dichteraugen in die Welt zu schauen, zeigt uns, wie auch die schweren Dinge Glanz und Schimmer erhalten, wenn sie ein helles Auge und ein aufrecht vertrauendes Herz ansehen."

Leipziger Neueste Nachrichten.

Fläumchen 331 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 8.—

Dies Buch ist ein Denkstein, den sich der leider so früh gestorbene Dichter selbst gesetzt hat. Diese abgerundeten, innerlichen Erzählungen aus Erlebnissen der letzten Jahre atmen echt Busseſche Kunst. Die Wärme des Gefühls, die Fähigkeit des Mitreißens, das feine Naturgefühl paaren sich mit reifster Formgestaltung. So gehören diese Erzählungen zu dem Schönsten, was Busse geschrieben hat. Nicht nur die köstliche Novelle „Fläumchen", die dem Buche den Namen gab, sondern auch die anderen werden zu den Perlen deutscher Prosa zählen.

Aus verklungenen Stunden

Ein Skizzenbuch. 304 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 8.—

Diese Sammlung meist unbekannter Novellen ist ein Spiegel von Busses innerlich so reichem Leben. Sie führen uns zum Teil in Busses Jugendzeit, da er als Stürmer und Dränger mit seinen „Gedichten" ganz Jungdeutschland mit Begeisterung erfüllte. Ein sonniger Humor geht von den einzelnen Erzählungen aus und tut uns doppelt wohl in der trüben Gegenwart. Solche Geschichten liest man gern am Abend und vergißt dabei die Sorgen des Alltags. Wir haben nur weniges in unserer Novellenliteratur, was wir diesen Skizzen an die Seite stellen können.

Gedichte Gedichte. 6 u. 7. Auflage. 171 Seiten. Geb. M. 4.—
Neue Gedichte. 3. u. 4. Aufl. 150 Seiten. Geb. M. 3.50
Heilige Not. 2. Auflage. 149 Seiten. Geb. M. 3.50

„Carl Busse steht in vorderster Reihe unter den jüngstdeutschen Lyrikern. Schon der erste Band seiner Gedichte ließ den ungewöhnlich begabten Dichter erkennen. Die Technik ist nahezu vollendet, der Zauber der Sprache wirkt schon beim stillen Lesen, die Melodie des Verses hat etwas Bestrickendes. Durch viele seiner Lieder klingt gedämpft eine leise Schwermut hindurch. Aber auch andere Töne weiß der Dichter anzuschlagen und die ganze Skala unserer Empfindung in Schwingung zu versetzen."

Die christliche Welt.

Die Boberbahn Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Von **Kurt Felscher.** 308 Seiten. Geb. M. 6.—

„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberkatzbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, der vom vielgewundenen Bober durchflossen wird, versetzt uns der schlesische Dichter. Es zeichnet uns des Verfassers sicherer Stift ein Bild von tiefster Wirkung. Jeder, der Freude an echter Heimatkunst hat, der seine Menschen nicht nur in der stickigen Luft des Salons zu suchen pflegt, wird an dem Buche, seinen echten Menschen und seinen prächtigen Naturschilderungen reine Freude erleben." Niederschlesische Zeitung.

Der Platz an der Sonne Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte. Von **Georg Lehfels.** 323 Seiten mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—, Geb. M. 7.—

„In einem Roman aus der Zeit des Großen Kurfürsten wird ein interessantes Stück Geschichte entrollt, mit so strenger Anlehnung an die wirkliche Geschichte, daß das Buch wohl mehr als eine unterhaltende Lektüre ist, und doch wiederum so, daß das Historische den fesselnden Gang der Handlung nicht hemmt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen und, da er auf dem Gebiete der preußischen Marine und ihrer Geschichte Fachmann ist, auch zu belehren." Der Tag.

Die große Woge Ein Hamburger. Roman aus der Franzosenzeit. Von **Georg Lehfels.** 281 Seiten. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—

In wundervoll dichterisch geschauten Bildern gleitet das geschichtliche Geschehen einer ereignisschweren Zeit am Leser vorüber: der sinkende Glanz des Rokoko, der Aufstieg und Sturz Napoleons, Englands Rücksichtslosigkeit im Kampf um die eigenen Interessen und endlich Deutschlands Erstarkung. Man könnte treffend Lehfels' Roman das Hohe Lied auf den Hamburger Kaufmann bezeichnen.

Das Glück in der Sackgasse Roman von **Hermann Kurz.** 6.—10. Tausend. Geh. M. 5.—. Geb. M. 7.—.

„Der Zauber geruhsamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen, altväterischen Kleinstadtlebens heimeln uns hinter bunten Butzenscheiben und lavendelduftigen Gardinen an . . . Die Fabel dieses, mit reifer Meisterschaft gestalteten Stück Lebens erzählt uns den wirtschaftlichen Aufstieg einer Familie. Aber über allem Irdischen, Stofflichen jubiliert die reine Heiterkeit eines Dichters, der seine Augen an Spitzwegs Gemälden, seine Ohren an Mozarts Flötenchören satt trank und in der Sackgasse von Mauer zu Mauer ein Rosengewinde schlang, auf dem der schelmische Amor seiltänzerhaft hin und hergaukelt, bis er in die Kammern und Herzen glücklicher Buben und Mädchen schlüpft." Der Tag.

Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. Th. Birt. 2. Aufl. 318 S. m. 6 Tafeln. Geb. M. 6.—

„Einer unserer besten Kenner des Altertums, Professor Birt, gibt in diesem ansprechenden Werk „Novellen und Legenden“ aus der griechischen Literatur. Ein zarter Reiz jenes lyrisch gestimmten Geistes strömt aus den einzelnen Motiven heraus . . . Die Geschichten sind in ihrer schlichten und doch klassischen Schönheit voller eigentümlicher Werte, die es verständlich erscheinen lassen, daß gerade in jetziger Zeit die versonnene freie Art des Altertums wieder wachgerufen wird.“ Die Post.

Von Haß und Liebe Fünf Erzählungen aus verklung. Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. Th. Birt. 286 S. m. Buchschmuck. Geb. M. 8.—

Flucht aus der Gegenwart: wer brauchte sie nicht heute? Nur die Phantasie kann uns helfen; durch sie sind wir „Zeitgenossen aller Zeiten“. Wie lange atmet schon Held Odysseus nicht mehr! Ihn und den alten Rechner Archimedes, Roms Cäsaren, ob gut, ob übel, vor allem ein paar holde Griechinnen aus der gottseligen Heidenzeit beleben diese Novellen; dem grauen Hades sind sie entrissen wie durch Herkules die Alcestis, auf daß sie noch einmal hassen und lieben, lachen und grollen wie einst und ihrem heißen Temperament gehorchen, dahinwandelnd in Roms Gassen oder auf den wonnigen Inseln des Mittelmeers.

Germaniens Götter Von Rudolf Herzog. 230 Seiten mit sechs Schwgrzweißzeichnungen v. Prof. Engels. Gebunden M. 6.—

Eine köstliche Gabe des gefeiertsten Dichters für die literarische Welt anläßlich seines 50. Wiegenfestes. Eine gewaltige Aufgabe, die sich der rastlos Schaffende gestellt hat und die nur ein ganz großer wie Herzog zu meistern vermag. Mit üppiger dichterischer Phantasie hat er das alte Sagenwerk durchrankt. In seiner feingemeißelten Sprache zieht ein stürmendes Helden- und Sagenlied an uns vorüber. Weiten Kreisen unseres Volkes ist die Schönheit der germanischen Göttersagen noch nicht aufgegangen. Sie werden sie mit staunender Seele aus dem Werke trinken.

Preußens Geschichte Von Rudolf Herzog. 31. bis 40. Tausend. 390 S. mit zahlr. Bildern von Prof. A. Kampf. Geb. M. 6.60

„Wie einen Roman, dessen Handlung wir mit Spannung folgen, lesen wir diese Schilderungen, die uns doch Altbekanntes in ganz neuem Lichte und Zusammenhang zeigen. Herrliche Balladen unterbrechen zuweilen den Lauf der Darstellung. Gedichte wie ‚Rheinsberger Tage‘, ‚Bei Torgau‘, ‚Blücher zieht über den Rhein‘, ‚König Wilhelms Heldenschau‘ und andere mehr werden zu den Perlen patriotischer Dichtungen zählen. Alles ist dazu angetan, diese Geschichte Preußens zu einem Volksbuch werden zu lassen.“ Deutsche Revue.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 059113917